

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 6.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 15. März 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.



Don der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin: Empfang der Protectorin, Prinzessin Friedrich Karl, durch das Comité. Zeichnung von A. Stamer. — Siehe Seite 48.

Nachdruck verboten.

Ein Schlag.

Novellette von A. von der Elbe.

Erna stand im Gastzimmer des Schlosses am Fenster. Sie stützte sich leicht mit der Hand auf die Fensterbank, und ihr Blick schweifte hinaus über den herrlichen Park zu ihren Füßen und das Gebirge, welches in schönen Linien den Horizont einfaßte. Sie sah aber von alledem wenig, denn ihre ganze Seele war bei dem, was sie hörte.

Hinter ihr schritt ein stattlicher Mann mit grauem Haar und wohlgepflegtem weißen Vollbart im Zimmer auf und ab und sprach zu ihr. Vater und Tochter

waren beide gleich sehr von dem Inhalt ihrer Unterredung gefesselt.

„Du kannst es nicht leugnen, Papa,“ sagte Erna, sich halb umwendend, „daß unser hiesiger Besuch mit einer Absicht verbunden ist. Du hältst mich für zu arglos, wenn Du glaubst, daß ich nichts gemerkt hätte. Auch bin ich zu selbständig und zu offen, um mich dumm zu stellen und den Kopf geduldig in die Schlinge zu stecken.“

Der alte Baron war stehen geblieben und sah seine Tochter mit schlaufrohlichem Lächeln an, das seine feidigen Bartwellen kräufelte: „Kind, erzeigere Dich nicht, da wir einmal so weit gekommen sind, will ich Dir ja gutwillig Rede stehen. Ja, Graf Bennomar und ich wünschen Euch zu verbinden, wir sind alte Freunde und wissen Beide den Vortheil zu schätzen, den die Ehe unserer einzigen Kinder für alle Betheiligten

bringen wird. Paul ist ein schneidiger Reiteroffizier, hübsch, flott, auch nicht ohne gute Eigenschaften des Geistes und Gemüths; was in aller Welt kannst Du thörichtes Mädchen gegen ihn einzuwenden haben?“

Erna warf den Kopf auf: „Ich wende ein, daß ich nicht über mich verfügen lassen will, daß ich nicht beliebiger Vortheile halber heirathen werde, und daß Graf Paul mir vollständig gleichgültig ist. Und irre ich nicht sehr, Papa, so geht es Deinem Günstlinge ebenso. Zwischen uns hat von Anfang an ein Ton bestimmtester Abwehr geherrscht.“

„Ihr seid eigensinnige Kinder,“ grollte der alte Herr und blieb vor seiner Tochter stehen.

Erna zuckte die Schultern: „Man hat uns bis jetzt immer den Willen gethan.“

Vom Park herauf erschallten junge, fröhliche Stimmen; auf der mit Blumen besetzten Freitreppe erschien eine zum Spaziergange gerüstete Gesellschaft; Blicke und Winke flogen herauf, und gleich darauf trat ein Diener ein und meldete, man erwarte die Herrschaften.

Vater und Tochter folgten der Aufforderung; vielleicht war es ihnen nicht unangenehm, ihre Unterhaltung, die ernster und schärfer zu werden gedroht, als Beide wollten, abgebrochen zu sehen.

Auf dem unweit der Stadt gelegenen Gute des Grafen Bennomar waren seit einigen Tagen außer dem Baron Falkenstein und seiner Tochter noch einige andere Freunde als Hausbesuch anwesend. Der Sohn befand sich mit einigen Kameraden auf Urlaub bei den Eltern, und so entwickelte sich in dem reichen, gastreichen Hause ein heiterer, geselliger Verkehr. Graf und Gräfin machten die liebenswürdigsten Wirthe, und die muntere Theresie, die Tochter einer entfernten Verwandten der Gräfin, gab durch heitere Laune, unbefangene Formen und gesellige Talente der Jugend einen angenehmen Mittelpunkt.

Man schlenderte durch den Park nach einer nahen Höhe hinaus, von der sich ein schöner Blick in die Gebirgsgegend bot.

Paul und Erna hielten sich geflüstert einander fern; es schien, als wögen sie sich jeden Blick und jedes Wort zu, sie wollten nicht gerade unhöflich sein, sie wollten sich keine Absichtlichkeit merken lassen und waren in dem ängstlichen Bemühen, nicht zuviel zu thun, innerlich mehr mit einander beschäftigt, als sie sich eingestanden. Paul neckte sich mit dem behenden, blonden Cousinchen, und Theresie nahm sein Entgegenkommen fröhlich und dankbar an.

Die schlanke, stolze Erna hielt sich zu dem Mittmeister Bildung, von dem man längst meinte, daß er sich um die junge Baronesse bewerbe.

Die Aussichtshöhe war erreicht, ein entzückender Rundblick belohnte die Anstrengung des Aufstiegs. Die älteren Personen ruhten auf den Bänken, die jüngeren Leute standen und gingen plaudernd umher.

„Sehen Sie drüben das malerische Kirchlein,“ sagte Erna zum Mittmeister, „wie das Kreuz im Abendsonnenschein funkelt, wie kühn der kleine Bau auf dem Felsenvorsprunge steht; wie zum Greifen nahe heben sich die Umrisse vom zarten blauen Gewölk des Himmels ab.“

„Die St. Annen-Kapelle, meine Gnädige,“ erwiderte Bildung, „liegt viel weiter von hier, als es den Anschein hat.“

„Die Aussicht von dort in's Thal und auf den Fluß hinunter muß zauberisch schön sein,“ sagte Erna, in den Anblick verloren. „Lassen Sie uns der Gesellschaft vorschlagen, einen Ausflug dahin zu unternehmen.“

„Ich weiß nicht, ob ein Fahrweg hinaufführt.“

„Dann werden wir gehen!“ rief die Baronesse ungeduldig.

„Das würde für die zarten Füße unserer Damen ein zu beschwerlicher Weg sein,“ mischte sich Graf Paul ein, der unbeachtet dem Gespräche gefolgt war.

„Sie trauen uns gar zu wenig zu, Graf Bennomar,“ meinte Erna mit einem fast feindseligen Blick.

Paul schüttelte den Kopf. „Ich kenne die Gegend hier ganz genau, gnädigste Baronesse; die Kapelle liegt

von unserem Gute mindestens vier Stunden entfernt, — es ist ein steiler, steiniger Holzweg, der manchmal sogar an Abgründen vorüber nach oben führt.“

„So lassen Sie uns doch reiten, Cousin,“ sagte Therese, mit ihrem süßesten Lächeln zu dem jungen Manne aufblickend. „Ich habe schon mehrfach gehört, daß es ein sehr lohnender Ausflugsort ist.“

„Schlagen Sie Anderes vor, Thereschen,“ erwiderte Paul freundlich, „es giebt ja noch allerlei Hübsches hier in der Umgegend.“

„Das Beste kennen wir, und man möchte doch seinen Gästen etwas Neues bieten.“

„Unsere guten, feurigen Pferde,“ meinte Paul sinnend, „auf diesen haltsbrechenden Gebirgswegen abzumachen, wird uns wenig Vergnügen machen.“

„Doch, doch,“ riefen die beiden jungen Mädchen wie aus einem Munde.

Die übrige Gesellschaft fragte, wovon die Rede sei, gab guten Rath, ereiferte sich für und wider, überstimmt den jungen Schlossherrn und kam endlich zu dem Entschlusse, die Partie an einem der nächsten Tage zu unternehmen.

Abends nach dem Souper, zu dem sich noch einige Familien aus der Umgegend eingefunden, tanzte die junge Welt nach dem Klavier im Gartensaale. Erna und Paul vermieden sich wieder, wie auf Abrede, wo sie konnten. Das schöne Mädchen fand es nicht schwer, dem Unbequemem auszuweichen, wurde sie doch, ebenso wie in der Stadt, von den anderen jungen Männern umworben.

Paul glaubte sich vortrefflich mit der kleinen Therese zu unterhalten, auch die blühende Adele, die Tochter des Gutsnachbarn, zeichnete er aus. Wie kam es nur, daß sein Blick dennoch suchend zu Erna hinüberflog, wenn er sich gesellig um jene Beiden bemühte? Und wie kam es, daß auch die Augen der Barones, während sie lebhaft mit den anderen jungen Männern sprach, unwillkürlich Graf Paul aufsuchten? Sie hatten wohl im Grunde Beide das Verlangen, dem Anderen zu beweisen, daß sie sehr gut ohne einander fertig werden konnten.

„Barones müssen den Max reiten,“ sagte der junge Lieutenant von Baum.

„Graf Bennomar wird es sich zur Ehre rechnen, Ihnen den Goldsuchs zur Verfügung zu stellen.“

Es wurde im Kreise der Herren ausgemacht, daß der Max ein ganz ruhiges und zuverlässiges Damenpferd sein werde. Die Barones sollte das Thier in den nächsten Tagen ein paar Mal reiten und dann darauf den beabsichtigten Ausflugs nach der St. Annen-Kapelle unternehmen.

Unter den Herren befand sich ein Fähnrich, der entfernt mit Erna verwandt und ein Jahr jünger als sie war. Alfred hatte in der Stadt kaum die Ehre genossen, mit seiner Cousine zu tanzen, hier hielt er sich in ihrer beglückenden Nähe und hoffte, es werde nun endlich auch die Reife an ihn kommen.

Paul hatte es längst als seine Pflicht erkannt, einmal mit Erna zu tanzen.

Das ältliche Fräulein am Klavier intonirte einen neuen Galopp. Graf Paul trat auf Erna zu, verbeugte sich förmlich und bat um den Tanz. Erna erröthete, sie hatte es schon längst in ihrem verwöhnten Mädchenherzen rücksichtslos und unartig genannt, daß der Sohn des Hauses sich ihr bis jetzt noch nicht genähert.

„Bedauere sehr,“ entgegnete sie, den Kopf aufwerfend, „ich habe diesen Tanz Better Alfred versprochen.“

Paul zog sich unter stummer Verbeugung zurück. In dem frischen Gesichte des Fähnrichs leuchtete freudige Ueberraschung auf, beflissen und Dankesworte stammelnd umfaßte er Erna und tanzte mit ihr davon.

Erna triumphirte im Stillen; war es ihr doch endlich gelungen, der Abwehr gegen die schwebenden Pläne der Eltern einen deutlichen Ausdruck zu geben. Und wenn dieser übermüthige Graf auch noch zehn Mal schöner und lebenswürdiger wäre, so sollte er sich doch nicht einbilden, daß sie sich blindlings den etwa getroffenen Verfügungen unterwerfen werde. Nun gerade nicht! Keine Macht der Erde sollte sie bewegen, sich in dieser wichtigsten Entscheidung ihres Lebens nach einem anderen, als ihrem eigenen Willen zu richten.

Paul hielt sich überzeugt, daß Erna ihn aus Laune abgewiesen, er gelobte sich in seinem Innern, daß nichts auf der Welt ihn zwingen sollte, die Wünsche seiner Eltern, die auch er recht gut kannte, zu erfüllen. Mit einem fast leidenschaftlichen Eifer machte er Adelen den Hof und erwärmte sich sogar derart, daß er der artig Entgegenkommenden fast mit einer Liebeserklärung gedankt hätte. Bei all diesem Bemühen verlor er aber Erna nicht aus den Augen, und mehr als einmahl er tappte er sich auf dem Gedanken: wäre sie noch viel schöner, edler, begehrenswerther, nie würde ich mich so weit herablassen, der Spröden und Stolzen zu hul-digen!

Als die Kameraden Paul mittheilten, daß man seinen Suchs für Barones Falkenstein aussersehen habe,

schüttelte er unwillig den Kopf: Max ist viel zu empfindlich im Maule, um von einer ungeübten Hand geführt zu werden.“

„Sie können doch der zarten Hand einer Dame keine harte Zügelführung zutrauen, Bennomar?“ fragte der Lieutenant von Baum, und der Rittmeister fügte hinzu:

„Bekanntlich geht ein empfindlicher Gaul nie besser, als unter einer Dame.“

Nach noch einigen schwachen Versuchen der Gegenwehr, mußte Paul, wollte er nicht unhöflich erscheinen, sich bequemen, der Barones Erna zu erklären, daß es ihm eine große Ehre sein werde, wenn sie morgen seinen Suchs versuchen wolle. Ein Erbieten, das Erna mit der ihr eigenen Hoheit gnädigst annahm.

Erna war eine Reiterin, die auf ebener Erde sich überzeugt von ihrem Muth und ihrem Können hielt, eine von jenen, bei denen Theorie und Praxis nicht Hand in Hand gehen. Sie besaß viel zu viel Selbstbeherrschung und einen zu großen Stolz, um, wenn sie im Sattel saß, ihre Furcht zu zeigen. Es war aber etwas in ihr, was ihr die Lust beengte, das sie aus dem Gleichgewicht brachte und ihr die Lust am Reiten hätte verleben können, wenn es ihr nur nicht zu Fuß gar so wunderschön erschienen wäre. Namentlich hier, vor Graf Paul's Augen, hätte sie um alles in der Welt nicht Unbehagen oder Bangen merken lassen mögen.

Der Max würde für sie gejättelt, sie ließ sich mit dem Anschein vollster Unbefangenheit hinaufheben, hatte für den Herrn des Pferdes und seine Warnung, das weichmüthige Thier ja mit leiser Hand zu führen, ein geringschätziges Lächeln und trabte in anscheinender Sicherheit mit dem Rittmeister die Allee hinunter.

Nachdem die Reitversuche und kleinen Ausflüge während einiger Tage zu allseitiger Befriedigung unternommen worden waren, beschloß man die große Parthie nach der St. Annen-Kapelle zur Ausführung zu bringen.

Man sandte auf steilen Waldpfaden Träger mit Erfrischungen zu der fernen Höhe hinauf. Die berittene Gesellschaft selbst aber, bestehend aus Erna, Therese, Adele, und fünf Herren, schlug den zu Holzfuhrern benutzten Waldweg ein. Der Tag war sehr schön, bei milder Sonnenwärme säthelte ein kühles Lüftchen die frischgerötheten Wangen der Reiter. Durch hohen Wald ging es auf theilweise schlechten, ausgefahrenen Holzwegen, dann wieder über saftig grüne Waldwiesen bergan.

Nach ein paar Stunden erreichte man den letzten, unbequemsten Theil des Weges, der an einer Felswand sich hinziehend, so schmal war, daß kaum zwei Pferde neben einander auf demselben dahin schreiten konnten. Aber wenn dies auch möglich gewesen wäre, so verbot es die Vorsicht, weil rechts von dem Bergpfade ein schroffer Hang in die Tiefe ging. Die Wipfel uralter Tannen ragten aus dem Abgrunde, aus Geröll und Felspalten heraufsteigend, bis zu den Füßen der Reiter empor. Die Pferde hatten sich also möglichst links an der Felswand zu halten.

Der Rittmeister nahm die Führung, ihm folgte Erna, der Paul sich angeschlossen, dann kamen Therese, Adele und die übrigen Herren.

Erna, schwindelnd vom langen Reiten, sah mit Schreck den Abgrund zu ihrer Seite. Sie begann sich zu ängstigen, daß der Max sich nicht weit genug links halten werde, nahm die Zügel fester in die Hand als bisher und zerrte ungeschickt daran.

Der ihr folgende Paul bemerkte mit aufsteigender Sorge, daß ihr Pferd stuchte und zurückdrängte, er erkannte sofort, daß die Reiterin die Zügel zu fest hielt, und an dem jetzt erfolgenden Zurücktreten des Suchses somit Schuld hatte. Voll Angst gewahrte er, wie ein paar Schritte der Rückwärtsbewegung die Hinterbeine des Thieres dem Abgrunde so nahe bringen mußten, daß ein Sturz erfolgen konnte. Diese Wahrnehmung stieg blitzschnell in ihm auf, und da wirklich Max in diesem Augenblicke wieder einen Schritt zurücktrat und sich fast quer über den Weg stellte, rief er:

„Die Zügel los, Barones! Geben Sie Ihrem Pferde Luft!“ Zugleich hieb er mit der Reitgerte über die Kruppe des Thieres, sodas dieses im Sprunge vorstieß.

Der Schreck über die unerwartete Hülfe erschütterte Erna's Gleichgewicht, sie klammerte sich mit der Rechten an die Gabel und zog, um den Suchs an weiteren Sprüngen zu verhindern, die Zügel stärker an. Die natürliche Folge war, daß das empfindliche Thier sich vorne etwas hob, und deutlicher als zuvor auf den Hinterbeinen zurückbalancirte.

Der Graf sah die Hufe des Pferdes unmittelbar am Rande der steil abfallenden Tiefe, schon rollten ein paar Steine in postlernden Sprüngen die Wand hinab; im Geiste sah er die Reiterin verloren. Ließ sie die Zügel nicht los, so würde in der nächsten Secunde ihr Kopf sich überschlagend abstürzen. Es galt Leben und

Tod. Nur ein rascher Entschluß konnte retten. Um jeden Preis mußte die krampfhaft geschlossene Hand der ängstlichen Reiterin die Zügel fahren lassen! Nur ein unwillkürlicher Schreck oder Schmerz konnte dieses noch jetzt bewirken, für ein vernünftiges Wort gab es weder Zeit noch Besinnung mehr. Gedanke und Ausführung waren eins: ich muß sie über die Hand schlagen. Er drückte sein Pferd vor und hieb zu, in der Erregung des Augenblicks vielleicht fester als er gewollt.

Erna hatte eben in unwillkürlicher Rathlosigkeit den Kopf gewandt, und so sauste der Schlag seiner Reitgerte, der ihrer Hand geglitten, mit aller Wucht über ihre Wange. Sie schrie auf, ließ die Zügel fahren und griff mit beiden Händen nach dem Kopfe.

Das von dem peiniglichen Zügeldruck befreite Thier schoß vor, die gefährliche Stelle war überwunden, und nach wenigen Secunden langte die Gesellschaft auf dem freien Plage neben der Kapelle an. Durch Erna's Schrei waren alle Gemüther erschreckt worden. Einige der Nachfolgenden hatten die verzweifelte Lage der jungen Barones bemerkt, der volle Zusammenhang des Ereignisses war aber kaum Jemandem klar geworden.

Mit einem fast körperlichen Schmerz des Bedauerns, ja mit wahren Entsetzen hatte Graf Paul die Wirkung seines Schlages erkannt.

Erna's Wange zeigte eine tiefe Wunde, das Blut rann auf ihr Reitkleid. Als er herbei eilte, sie vom Pferde zu heben, hing sie einen Augenblick mit geschlossenen Augen in seinem Arm. Ein unglückliches Verlangen, sie an sich zu drücken und ihr blaßes, verletztes Gesicht mit seinen Klüssen zu bedecken, durchströmte ihn.

Gleich darauf war er von der erschrockenen, fragenden und bedauernden Gesellschaft umringt. Therese eilte herzu und stützte die Freundin, welche sich sah aus Paul's Arm emporrichtete.

Der junge Graf erklärte, unter augenscheinlicher tiefer Ergriffenheit, sein Thun, welches von dem Drange der gefährlichen Lage eingegeben, ein Unheil angerichtet, das ganz außer seiner Absicht gelegen.

Die Herren begriffen vollständig, um was es sich gehandelt. Der verhängnißvolle Schlag, so übel er ausgefallen, war nothwendig gewesen, um die Reiterin vor dem drohenden Absturz zu bewahren. Man erkannte an, daß Graf Bennomar mit großer Geistesgegenwart und den Umständen angemessen gehandelt habe.

In Erna's verwirrtem und gekränktem Gemüth und bei den brennenden Schmerzen ihrer Wunde wollte sich dagegen noch nichts von verfühlicher Stimmung finden. Allen Erklärungen des Voralles setzte sie Schweigen entgegen, und da es sehr natürlich erschien, daß sie augenblicklich ganz von der Pein ihrer Lage hingenommen war, so begriff man allerseits, daß man sie mit Entschuldigungen verschonen, und nur auf ihre Pflege bedacht sein müsse.

Sie lag unter einem Baum auf rasch ausgebreiteter Decke, Therese wusch ihre Wunde mit kaltem Wasser, Adele reichte ihr Wein, die Herren standen bedauernd etwas abseits.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte Therese, über Tiefe und Breite der Wunde erschrocken, theilnehmend.

„Schlecht, erbärmlich schlecht,“ seufzte die Barones und fügte bittend hinzu: „oh, wäre ich doch zu Hause, aber wie komme ich dorthin, auf dem Suchs kann ich mich jetzt nicht halten.“

Mittlerweile hatten Graf Bennomar und Alfred mit der Dienerschaft berathschlagt, wie man von dem vorhandenen Material am besten einen Tragesessel herstellen und darin die Leidende auf kürzestem Wege nach dem Schlosse schaffen könne. Es fand sich hierzu die Möglichkeit. Erna ließ stumm mit sich geschehen, was angeordnet wurde, und so war man bald bereit, mit ihr den Rückweg anzutreten.

Graf Paul bat, unter wiederholt hervorgehobenen Entschuldigungen, sie zu Fuß begleiten zu dürfen. Im Grunde waren alle Herren, die herzutraten und die Scheidende umringten, zu jenem Ritterdienste bereit.

Mit einer stolzen Handbewegung wies Erna die übrigen ab und bat nur den jungen Alfred, an ihrer Seite zu bleiben. Dann stützte sie den Kopf erschöpft gegen die Rücklehne ihres mangelhaften Sessels. Als die Träger sich mit ihr in Bewegung setzten und bergab stiegen, gewahrte Paul mit einem letzten Blick, wie ihr das Blut durch das Batisttuch drang, welches Therese ihr um den Kopf gebunden.

In verzweifelt unmüthiger Stimmung, indeß sich selbst und dem Geschehenen nach wie vor Recht gebend und doch im Gewissen belastet, als habe er etwas Abscheuliches gethan, wandte Paul sich von dem Anblick des leidenden Mädchens ab und versuchte, unter möglichster Selbstbeherrschung, bei dem übrigen Theil seiner Gäste den artigen Wirth zu spielen. Es gelang ihm aber schlecht; vielleicht waren sie auch alleammt über den Vorfall zu verstimmt, um froh sein zu können, und eher als man es beabsichtigt, bestieg man die Kasse und trat den Rückweg an.

Erna traf erschöpft und tief verstört im Schlosse ein. Mit einem Angstschrei eilte Baron Falkenstein seiner Tochter entgegen. Auch Graf und Gräfin Bennomar kamen erschrocken die Treppe herabgelaufen.

„Mein Kind, mein armes Kind, was ist mit Dir geschehen?“ rief der Vater, Erna umfassend. Sie konnte nur wenige unzusammenhängende Worte stammeln; Alfred mußte den unglücklichen Vorfall erklären. Die alten Herrschaften vermochten in der Geschwindigkeit kaum den Zusammenhang zu begreifen. Die Leidende wurde unter Beihilfe des Kammermädchens in ihr Zimmer hinaufgetragen.

Während die alte Gräfin mit der Jose Erna zu Bett brachte, begannen die Männer des Fährnichts Erklärungen zu verstehen, und sandten, Beide gleich sehr erschrocken, einen reitenden Boten zum Arzt.

In einer Allee des Parkes auf und abschreitend, sagte Graf Bennomar zu seinem alten Freunde, dem Baron:

„Dieser unvorsichtige Schlag meines armen Jungen hat uns einen schönen Plan zerstört.“

Der Andere zuckte die Achseln und erwiderte niedergeschlagen: „Ja allerdings, nun ist alle Hoffnung zu Ende.“

Als Graf Paul mit der Gesellschaft zurückkam, galt seine erste Frage dem Ergehen der Baronesse. Es sah nicht gut im Krankenzimmer aus, und der junge Graf war tief davon bewegt.

Der rasch eingetroffene Arzt fand für nöthig, Erna's Wunde mit zwei Fäden zu nähen, sie ward dabei ohnmächtig, und der Doctor machte die Gräfin darauf aufmerksam, daß die junge Dame ganz ungewöhnlich schwach und angegriffen sei und wohl einiger Zeit besonderer Ruhe und Pflege zu ihrer Erholung bedürfen werde.

Vorläufig war also nicht daran zu denken, daß außer den Frauen Jemand die Kranke besuchen könne. Allein, wenn Paul sie auch nicht sehen durfte, so beschäftigten sich seine Gedanken doch unausgesetzt mit ihr. Sein ritterliches Empfinden war im höchsten Grade durch das Geschehene erregt und verletzt. Mochten Anlaß und Zusammenhang sein, wie sie wollten, die Thatsache, daß er eine Dame so hart geschlagen, bohrte mit wahrer Pein in seinem Gemüth. Er konnte innerlich nicht von ihr los, er sah sie mit ihren edlen und stolzen Bewegungen unausgesetzt vor sich, er sann, wie er wieder gut machen, wie er sie versöhnen und sich entschuldigen könne.

Während man Erna die Ruhe, die ganz nach ihrem Wunsche war, gönnte, stieg die Erinnerung an das Geschehene wieder und wieder in ihrem Geiste auf. In Gedanken erlebte sie mit Grauen auf's Neue den schrecklichen Eindruck, als sie, sich umblindev, die Hinterbeine ihres Pferdes dem Abgrunde nahe gesehen. Ja sie gestand sich, daß sie völlig hilflos, und ohne des Grafen Dazwischenkommen verloren gewesen.

Und dennoch, wie roh, wie unerbittlich, sie so fürchtbar zu schlagen! Aber, erhob sich eine leise Stimme der Vertheidigung in ihr, hatte er sie so hart schlagen wollen? War er in jenem verhängnißvollen Augenblicke im Stande gewesen, mit voller Selbstbeherrschung zu handeln? Durfte man das von den erregten Nerven eines Menschen verlangen, der den sicheren Tod eines anderen Menschen vor Augen sah? Hatte er ihr nicht mit seiner großen Geistesgegenwart und seinem kraftvollen Einschreiten das Leben gerettet?

Und dann jener Augenblick, als er sie vom Pferde gehoben und sie bleich, angstgestarrt, ja fast mit einem leidenschaftlichen Ausdruck an sich gezogen und angeblickt hatte. Wie kam es nur, daß sie Alles dies immer wieder durchdenken, neu erleben und sich ausmalen mußte? War denn ihre eigene Auffassung dieses peinlichen Vorfalls nicht berechtigter Zorn und ein tief verletztes Gefühl? Ja, zuerst gewiß; aber woher rührten jetzt die süßen, träumerischen Empfindungen, die sie erfüllten, wenn sie sich ihre Begegnung mit Graf Paul in's Gedächtniß zurückrief? Hatte sie ihm den Schlag, der sie gewiß lebenslang entstellen würde, denn wirklich verziehen?

Wie war es nur möglich gewesen, daß sie während der Tage ihres Krankseins, wenn er Morgens und Abends an ihrer Thür erschien, sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, mit Spannung auf seine Stimme gelauscht? War denn nicht ihr erstes Empfinden damals bei der St. Annen-Kapelle bitterer Haß gewesen? Und jetzt konnte sie sich über die Blumen, Früchte und Bücher, die er ihr hereinschickte, freuen? Ach, es war eine Verwirrung, eine Unklarheit der Gedanken und Regungen in ihr, über die sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte!

Endlich war Erna's Wunde geschlossen, der Arzt hatte die Fäden entfernt und ihr erlaubt, wieder Besuch anzunehmen.

Es war ein herrlicher Sommertag, als die Baronesse in ihrem blaßrosa, mit Spitzen und Schleifen besetzten Morgenkleide, im Lehnstuhl ruhend, neben der offenen

Thür ihres blumengeschmückten Balcons saß. Sie war noch bleich, und die eben verharzte Wunde zog sich als dunkelrother Streif über ihre zarte Wange.

Während sie sich wieder jenen unbegreiflichen Träumereien hingab, die sie in der letzten Zeit so oft beschäftigt, trat leise die Dame des Hauses zu ihr herein.

Gräfin Bennomar, die täglich auf Stunden ihren jungen Gast besucht und ein immer wärmeres Interesse für Erna gefaßt hatte, erschien heute mit einem fast verlegenen Ausdruck bei ihrem Pflöge.

„Ich komme, liebes Kind, als Abgesandte meines Sohnes,“ sagte sie bittend. „Paul hegt das lebhafteste Verlangen, Sie endlich wiederzusehen und Ihnen sein schmerzliches Bedauern über den Unfall persönlich auszusprechen. Wenn Sie erlauben, lasse ich ihn eintreten?“

Erna hatte sich erglühend etwas aufgerichtet, die widerstreitendsten Empfindungen jagten sich in ihrer Seele. Sie sollte sich ihm gegenüber sehen, dessen sie mit so wunderbar gemischten Gefühlen während der letzten Zeit gedacht. Ihm, der sie während der ganzen Woche vor dem Ritt absichtlich gemieden. War denn jetzt nicht der Augenblick gekommen, ihn ihre volle Abwehr fühlen zu lassen?

Die alte Dame hatte sich leise zurückgezogen, und der Sohn stand vor Erna. Wie bewegt er ausah, und mit welchen strahlenden Augen er sie anblickte!

„Endlich, Baronesse!“ rief er mit leise bebender Stimme und zog ihre Hand an seine Lippen.

Erna's Herz klopfte lebhaft, ihr schwindelte; wie dieses Mannes Nähe sie erschütterte! Seltsame Regungen wogten und kämpften in ihr.

„Oh, wie unfähig bedauere ich,“ stammelte er, — „aber ich mußte, — Ihre Rettung —“

Noch einmal bäumte sich Erna's eigensinniger Wille gegen seine bittende Weichheit auf: „Meine Rettung?“ fragte sie stolz, „Sie waren wohl besorgt um Ihren Max, und weil ich den nicht nach Ihrem Sinne führte, erhielt ich die Züchtigung?“ — Sie glaubte ja selbst nicht, was sie sagte, aber unwillkürlich versuchte sie diese letzte Gegenwehr.

„Erna! — Baronesse! — Ist es möglich, daß Sie Derartiges wirklich denken?“ Und dann sich straff aufrichtend, zischte er aus zusammen gebissenen Zähnen hervor: „Ich werde als Gegenbeweis sofort den Fuchs unter Ihrem Fenster erschießen lassen.“

Erna lehnte sich blaß und erschrocken durch die Kraft und Wildheit seines Wesens im Sessel zurück: „Um Gottes Willen, Graf Bennomar! Ich glaube Ihnen ja! — Sie sind meinem Ungeschick zu Hülfe gekommen. — Sie haben mich gerettet, und ich muß Ihnen eigentlich danken. — Lassen Sie es mich nur gestehen, daß ich in dieser ganzen Zeit freundlich Ihrer gedacht habe.“

„Oh und ich, Erna,“ rief er und sah sie leuchtenden Blickes an, „ich habe mich endlich gefangen gegeben! Ich habe erkannt, daß alle Gegenwehr umsonst ist. — Ich habe keinen anderen Gedanken gehabt, als Sie, Erna. — Ich bin endlich inne geworden, daß ich Sie liebe und immer liebe, und daß nur eigensinniger Trost mich verhinderte, dieses Gefühl zu erkennen.“ Er lag zu ihren Füßen, hatte ihre beiden Hände ergriffen und sie mit Küffen bedeckt.

„Graf Paul,“ stammelte sie, sich zu ihm neigend: „Ist es möglich?“

„Ja, Erna und Du? Oh ich lese es in Deinen Blicken, auch Dein Widerspruch ist gebrochen, Du hörst mich, Du liebst mich!“

Er sprang empor, zog sie in seine Arme und flüsterte, indem er vorsichtig und zärtlich die rothe Narbe auf ihrer Wange küßte: „So ist denn mit einem Schlage unser thörichter Eigensinn gebrochen. Wir sind glücklich, und es soll unser Glück erhöhen, daß unsere Eltern es mit uns theilen werden.“

Kadaver verboten.

Der Bergsee.

Von Martin Greij.

Zwischen Wäldern eingebettet,
Trauf ich seinen Wellenschloß,
Wehr gekräuselt als geglättet,
Und er ließ mich nimmer los.

Wohl bestürzte mich sein Schweigen,
Bis ich tiefer mich besann,
Und die Stille, die ihm eigen,
Mich auch zog in ihren Bann . . .

Kadaver verboten.

Vom Carnevalsfest des Münchener Künstlerinnen-Vereins.

Von A. Freund.

Mit drei Abbildungen von E. Mahler.



ie hängenden Gärten Babylons!

„Semiramis ladet die Völker,“ — so lautet das stolze Wort des Abends, die vielversprechende Einladung auf der Eintrittskarte. Bist du mit auf ein paar Stunden folgen, geneigte Leierin, in die Säle, allwo die assyrische Herrscherin ihren Thron wieder aufgerichtet hat?

„Babel!“ Freilich, das Wort hat einen so sündhaften Beigeschmack. Allein fürchte dich nicht, du befindest dich bei den alten Herrschaften in guter Gesellschaft, ich würde sagen: der besten! wenn nicht — meine Wenigkeit dir als Führerin zur Seite wandelte!

Wir treten unter Palmen und Cypressen, denn ein Garten ist's, in dem verschwenderisch die Blütenpracht aus allen Zweigen quillt, Magnolien und Rhododendren, Vorbeetrofen und Lilien, Alles in wunderbarer Ueppigkeit. Und vor Allem Rosen, ein Meer von Rosen, von der dunkelsten Bluth bis zum zartesten Gelb, in entzückender Farbenharmonie zusammengestellt. Ganze Gesechte solcher Blumen hängen von den Gallerien hernieder, schlingen sich um die Säulen, entblühen den Bäumen. Dazwischen drängt sich fremd' Gethier, wiegen sich bunte Vögel, wilden schillernde Pfauen, — erschrick nicht zu sehr über die große Schlange! Das Ungeheuer thut uns nichts, sondern ist froh, wenn es nicht selbst zu viel getreten wird.

Die Fabelthiere im Hintergrunde spreizen die Flügel und erheben in grimmer Ruhe das Menschenhaupt über dem Stierleibe; sie bewachen den Eingang zum Königspalast, zu welchem teppichbelegte Stufen hinauführen. Seitwärts erdauern wir die geeignete Ebene des Stromlandes der Mitte; weit spannt sich der tiefblaue Himmel über die fernen chaldäischen Berge, über die Wipfel der Palmen und über die weißlich schimmernden Bauten Babylons, aus welchen das Grabmal des Ninus und die Terrassen des Belustempels emporragen.

Der Festzug naht. Wir müssen Platz machen, schon bahnt man die bekannte hohle Gasse. Ein rauschender Tusch, — der Zug der Semiramis betritt den Saal.

Assyrische Priesterinnen schreiten voran, um ihre Häupter wunden sich goldene oder silberne Schlangen, über den emporgehobenen Armen schwanke eine ungeheure Rundsichel. Auch Götterbilder tragen sie, und die Mähdengestalten sehen wunderbar schön aus in ihren langen, faltenlosen Gewändern.

Bannerträger folgen, gekbart um das Panier der Verketteten mit den Taubensflügeln, — unterworfenen Fürsten, assyrische Große in reicher Tracht und steifen, kohlschwarzen Lockenbärten . . .

„Das sollen Frauen sein? Diese grimmigen Gesichter? Unmöglich!“

Unmöglich ist nichts, Liebe, wir sind auf einem „Damenball!“ Haben die Künstler ihre Herrtentweipe im Fraiching, so haben die Künstlerinnen ihren Abend auch, heuer durch einen drolligen Zufall gar am selben Tage, — und es wäre nicht übel, wenn, wie ein Spatzvogel wünschte, Prinz Carneval um Mitternacht beide Gesellschaften durch einander schüttelte! —

Die Längsten hat man wohl für die Gruppe der Assyrer herausgesucht, und die Herren Gemahle — haben daheim ihr Vergnügen gehabt, an den Wangen der Gattin lieben und waschen zu helfen. Schau' mal diejen da! Ist das nicht ein ganzer Kerl! Wie aus den alten Reliefs herausgestiegen, — als ob die seligen Assyrer stets mit gestreiften Gliedmaßen einhergewandelt wären! Aber das sieht echt aus. Nur die weichen, runden Arme —

„Das kommt vom Salbenkneipen, denn wir sind ein im Luxus erchlafftes, emmerntes Volk!“ erklärt er gelassen, und in steifer Würde schreiten sie vorüber in ihren engen Gewändern und mit langen vergoldeten Stäben, und hinter ihnen, mit hundertstimmigem Jubelrufen begrüßt, erscheint der goldene Wagen mit der Königin, der schönen Gattin eines hiesigen Künstlers, auf ragendem Throne. Hätte man wohl eine prächtigerer Verkörperung jener Heldin der orientalischen Mythe finden können, als diese königliche Gestalt im Prunk ihrer gold- und silberdurchwirkten Gewandung?

Assyrische Hofbeamte und Krieger beschließen diesen Theil des Zuges, der inzwischen an den Stufen des Thrones angelangt ist. Semiramis verläßt ihren Wagen und steigt hinan, ihre Gaste in schwingvoller Ansprache zu begrüßen. Umflattert von den durch die göttliche Mutter ihr gesandten Tauben, den Herrscherstab in der Rechten, steht sie hoch aufgerichtet, und nun nähern die Völker der Erde, der Siegesgewaltigen zu huldigen. Voraus der Hebräer Scharen, mit Falter und Harse; singende Kinder, dann biblische Gestalten, die Patriarchen, Deborah, Ruth mit den Lehren, ziehen vorüber. Die Jüder schließen sich an, unter denen sich manch leichtfertiges Bajaderchen eingeschlichen, — des Lebens frischer Puls neben Bildern wie aus indischen Tempelgrotten. Es folgt die wunderliche Gruppe der Aegypter, der Kinder der „reinen Erde“; in engen Byssusgewändern idreiten sie gemessen heran, mit unbeweglichen Gesichtern, Papyrusrollen, Fruchtgefäße und Geräthschaften mannigfacher Art tragend. Der Sohn des Pharao erscheint im leichten Wagen, die Prinzessin folgt mit ihren Sklavinnen. Aegyptische Gauklerinnen mit Schlangenschlangen führen vor der Königin einen Tanz auf, dessen langamer Rhythmus die Grazie der jugendlichen Gestalten herrlich zur Geltung kommen läßt.

Und Alles das sollen Frauen erdacht und ausgeführt haben?

Es ist nicht anders. Man muß es gesehen haben, das geniale Völkchen, wie es wochenlang vorher für „seinen“ Ball beidhäftigt ist. Da wird Alles, Alles selbst angefertigt, von den Band-Decorationen bis zum Wagen der Semiramis und der letzten Schaftspitze. Wie es da eifrig zugeht, wie Jung und Alt beisammenst, — hier wurden riesige Blätter geschnitten und gemalt, dort Blumen gewunden; ganze Haine aufgefiederter Palmenwedel erwachsen in den Gärten. Und dazwischen ward geklopft und gehämmert, und unter den geschickten Fingern der Hauptleiterin, die Alles aus Nichts hervorzuzaubern schien, entstanden metallene Armringe, Helmzierathen, Schulterspangen, mit Keil-Inschriften und sonstigen geheimnißvollen Zeichen bedeckt, von solch alterthümlich echtem Ansehen, daß sie einem Niueum Ehre gemacht hätten! Die funkelnde Königskrone der Semiramis mit der hoch sich aufbäumenden Schlange thronte auf dickleibigen Händen altorientalischer Geschichte und Kostümkunde. Denn umfassende Studien liegen einem solchen Nummen-



Luitpold, Prinzregent von Baiern. Von W. von Miller. — Siehe Seite 45.
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.



Semiramis begrüßt ihre Völker.
Vom Carnevalsfest der Münchener Künstlerinnen

schanz zu Grunde. Maler mit bedeutendem Namen haben es nicht verschmäht, sich die ausgelegten Kostümskizzen anzusehen, um ihre Damen nach diesen Vorlagen zu kleiden, und nicht zum Mindesten sind es die Erscheinungen dieser Letzteren, welche den Glanz des Festes erhöhen. Kaum ein Ball des kostümfrohen Münchens hatte der kostbaren Trachten so viele aufzuweisen, als dieser nur von Damen besucht...

Infolge der für den Abend ausgegebenen Kostüm-Parade trägt das ganze Fest orientalisches Gepräge, doch haben sich „Völker“ der verschiedensten Zeit und Art eingefunden und drängen in Scherz und Spiel durch einander. Welch' tolle und dabei so harmlose Fröhlichkeit! Dort drängt ein Studentlein mit gewichstem Schnurrärtchen sich an die stolze Herrscherin Babels heran; schier könnt' sie es in die Tasche stecken, wenn sie nämlich eine hat in dieser prächtigen Gewandung, worüber ich nicht unterrichtet bin; dort beschaunt sich ein würdevoller Chaldäer kopfschüttelnd eine Pierrette à la Pigalle, die umflattert wird von einem roth befrachten Gigerl, ganz fin de siècle, und die Helden der entgegengesetzten Enden der Culturgeschichte reichen sich die Hände. Das klassische Griechenland, — durch einige Gestalten von großer Schönheit vertreten, — muß stets auf seinen Falkenwurf bedacht sein. Ein bischen rasch wird man zuweilen angefaßt und mitgenommen. Wie der Blitz fahren die muntern Gesellen durch den Saal, hier eine schlank Taille ein paar Walzertakte lang umschlingend, dort einen schnellen Kuß auf eine schöne Schulter applicirend, — ja, hier wird auch Cour geschritten, mehr vielleicht als anderswo, jedenfalls — unverkämmer! Dafür kann man auch seinen Korb in andere Formen kleiden, als die Bücher des „guten Tonnes“ es gestatten würden. O, er tröstet sich schnell, der Abgeblichste, wie es die „Wirklichen“ eben auch zu machen pflegen; weist ihn diese schände ab, zieht eine Andere ihn sofort lächelnd zu sich heran. Ist er denn nicht hübsch, der Kleine im Vagantkostüm? Wie er die blonden, natürlichen Locken schüttelt und die quack-silbernen Beinchen so zierlich stellt! Drolliger freilich ist's, wie sich drüben ein Paar sanfte Augen vergeblich bemühen, unter dem Räuberhute eines Schnapphahns entsprechend fürchterlich hervorzubliden, und dabei guckt nur ein schmales Kinderhändchen aus dem ungeheuren wattirten Wamsärmel hervor.



Eine Bogenschützin.
Vom Carnevalsfest der Münchener Künstlerinnen.

Welche Einzelbilder von prickelndem Reiz! Und welche Menge amüsanter Intermezze! Was schiebt sich dort herein an schwanter Stange? Eine plärrende Stimme verkündet die „Korritbat“, die da gemalt zu sehen, die Schauer-geschichte, wie Vohengrin seine Elsa sitzen läßt und mit einem unglaublichen Schwan das Weite sucht; und daß man auf diesem Damenfest nicht Männerhaft predigt, das beweist die Moral von der Geßicht! drum wenn Einer kommt,

„So hei — — rat'n mir gla — ich vom Fra' — t weß,
Und frag'n nôt lang, wer er i — s'!“

die mit jubelndem Gelächter aufgenommen wird.

Der Riesbacher Bauer mit den nackten Knien und der Spielhahnfeder hat jetzt lange genug mit offenem Munde alle Verlichkeiten bestaunt; er schlingt beide Arme um die feinen Schultern einer jungen Dame im eleganten Gesellschafts-Anzuge des neunzehnten Jahrhunderts. Aha, eine Fremde, die noch nicht recht gewagt hat, mitzuthun, aber sie wird schon zutraulicher, sie legt das blonde Köpfchen an die Schulter des Gebirgsjöhnes und lächelt ihm zu, — richtig! „Von are very nice indeed —“.

Die Fremdenkolonie Münchens ist besonders stark vertreten, denn jeder will dies originelle Fest, das zu einer Berühmtheit der Hauptstadt geworden ist, einmal gesehen haben, und nicht umsonst sieht der Thurm von Babel wie ein Wahrzeichen dort hinten in der Landschaft!

Ueber fünfhundert Gäste, aus Raß und Fern, darunter viele Trägerinnenglänzender Namen, sah der Festsaal im „Bayerischen Hof“.

In früheren Zeiten wurden die Einnahmen zu milden Zwecken verwendet. Jetzt braucht der Verein das Geld selbst.

Die Sache hat nämlich auch ihre ernste Seite. Die Ateliers der Schule, welche zu den bunten Vorbereitungen zum Feste benutzt werden, sehen die Malerin auch bei ernstlicher Arbeit vom ersten bleichen Strahl der Winterionie bis zum Ausdrehen der Gasflamme nach dem Weggang des Altmodells am vorgerückten Abend.

Erst ein paar Jahre sind es her, daß diese „Schule“ den Lernenden geschaffen werden konnte durch die private Thätigkeit des Künstlerinnen-Vereins. Seitdem findet die oft aus weiter Ferne der Kunststadt München zugeeilte begabte Schülerin, was sie sonst hier nicht finden konnte; Unterricht! Unterricht nämlich zu erschwinglichem Preis! Denn das Malen lernen ist für Damen theuer, sehr theuer! —

Kein Schatten trübt die harmlose Freude des Festes der Grazie und des Humors. Sie können zufrieden sein, die genialen Gastgeberinnen, es ist glänzend verlaufen; sie haben bewiesen, daß unter dem doppelten Scepter der Kunst und des Carnevals das Weib das Dichterwort zu durchbrechen und die lebenswürdige Freiheit mit der feinsten Sitte zu vereinen weiß.

Nachdruck verboten.

Luitpold, Prinzregent von Baiern.

Von Fedor von Köppen.

Der Prinzregent Luitpold von Baiern, welcher am 12. März 1891 seinen feierlichsten Geburtstag feiert, gehört gegenwärtig zu den ältesten regierenden Häuptern im deutschen Reiche. Geboren (12. März 1821 zu Würzburg) als der dritte Sohn des hochförmigen, kunstbegeisterten Königs Ludwig I. und seiner Gemahlin Theresie, geborenen Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, genoß der Prinz in seinem königlichen Vaterhause eine einfache, aber sorgfältige Erziehung, in welcher Geist und Herz zu einer gleichmäßigen, harmonischen Entwicklung kamen. König Ludwig richtete an den zweiundzwanzigjährigen Jüngling zu seinem Geburtstage die nachfolgenden Hexameter:

„Nie, mein Luitpold, habe auf Dich ich jemals gebichtet,
Und gedichtet ist nicht, heiße fürtrefflich ich Dich;
Zweiundzwanzig Jahre sind Dir schon geworden, doch niemals
Hast Du die Eltern gekränkt, Freude bereitend allein.
Wie ein Bach, sanft fließend durch blumige, liebliche Auen,
Floß Dein Leben bis jetzt milde und heiter zugleich.
Möge kein Sturm ihn trüben, den klaren, kristallinen Spiegel,
Bis zu der Ewigkeit rinne er freundlich dahin!“

Der Prinz widmete sich von früh an vorzugsweise militärischen Studien und dem militärischen Berufe, wurde an seinem vierzehnten Geburtstage von seinem königlichen Vater zum Hauptmann im ersten bayerischen Artillerie-Regiment, und 1839 zum Obersten und Inhaber desselbigen Regiments er-

nannt, welches seit 1886 den Namen „Prinzregent Luitpold“ führt.

Zu demselben Jahre erhielt Prinz Luitpold den Ritterkriech des königlich bayerischen Hausordens vom heiligen Georg und wurde 1843 zum Komthur dieses Ordens ernannt.

Unser Bild zeigt den Prinzregenten in der altburgundischen Rittertracht, in welcher die Ritter dieses Ordens zu dem jährlich am St. Georgstage (24. April) abgehaltenen Ordenskapitel erscheinen, nämlich: ein Waffenrod von weißem Atlas mit reicher Silberstickerei; darüber schlingt sich eine gleiche Schärpe; auch die Beinkleider sind von demselben Stoffe. An der Hüfte wiegt sich ein mächtiges Schwert an reichem Gehänge, und über den Rücken herab fließt der blauammetne, weißgefütterte Mantel unter breiter Halskrause hervor.

Das äußere Zeichen des Ordens, dessen Schutzpatron der heilige Georg ist, besteht in einem achtspitzigen, weiß und goldenen Kreuze; die Mitte nimmt die Gestalt der heiligen Maria in den Wolken mit der Devise ein: *Virgini immaculatao Bavaria immaculata* (Der reinen Jungfrau das reine Baiern); auf der Rückseite sieht man den heiligen Georg, der den Drachen, das Bild des Heidenthums, niederkämpft.

Die Ritter des St. Georgsordens, dessen Ursprung in die Zeit der Kreuzzüge und der ältesten Belfischen und Wittelsbacher Herzöge zurückgeführt wird, und welcher, 1729 erneuert, 1827 vom König Ludwig I. mit neuen Statuten ausgestattet wurde, geloben bei ihrer Aufnahme auf den Schild, den der starke Christoph bei seiner Kreuzfahrt getragen, für Gott und die heilige Jungfrau wider alle Feinde des Christenthums, nöthigenfalls mit dem Schwerte, einzutreten.

Diese Ordensgelübde hat Prinz Luitpold im Sinne und Geiste unserer Zeit treulich erfüllt, aber das Leben stellte auch noch andere Aufgaben an ihn. Diese waren zunächst größtentheils militärischer Natur. Im Kriege 1866 befehligte er eine Division gegen Preußen; 1870/71 befand er sich in dem Hauptquartiere des Königs Wilhelm. Während er auf dem Schlachtfelde Zeuge der tapferen Thaten der bayerischen Krieger gegen den gemeinsamen Feind der Deutschen war, trat er in dem Hauptquartier, — namentlich zu Versailles während der Einschließung von Paris in den Abendstunden, — dem Oberhaupte des Norddeutschen Bundes, dem Könige von Preußen, persönlich näher. Hier verkehrte er auch mit dem General Grafen Rolke und dem Kanzler des Norddeutschen Bundes, Grafen Bismarck, und befreundete sich mehr und mehr mit den Grundrissen der national deutschen Staatskunst, welche noch während des Krieges zur Einigung Deutschlands führten.



Gigerl und Pierrette.
Vom Carnevalsfest der Münchener Künstlerinnen.

Die tragischen Ereignisse, durch welche Prinz Luitpold nach dem Tode des Königs Ludwig II. für dessen schon früher von demselben Schicksal betroffenen Bruder, den nunmehrigen König Otto I., zur Uebernahme der Regenschaft berufen wurde, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Ebenso bekannt ist der fürstliche Tact, mit welchem der Prinzregent die Regierung des durch so schmerzliche Erschütterungen schwer geprüften Volkes führt. Auf diese Weise gelang es ihm, in der bisher nur kurzen Zeit seiner Regenschaft nicht allein die innere Wohlfahrt des Landes zu fördern, sondern auch die Bande der Eintracht und des Friedens zwischen dem biederem bayerischen Volke und den übrigen deutschen Stämmen, namentlich der norddeutschen Bevölkerung, sowie das Fremdschaftsbündniß zwischen den beiden erhabenen Häusern Hohenzollern und Wittelsbach fester und enger zu knüpfen, wie dies auch durch die Besuche des Kaiser Wilhelms I. in München und des Prinzregenten in Berlin, ferner durch die Uebernahme einer Rathenstelle für den Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen, endlich auch durch die Anwesenheit des Prinzregenten von Baiern bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages unter Kaiser Wilhelm II. und durch den Gegenbesuch Kaiser Wilhelms II. in München bekundet ward.

Prinz Luitpold hatte sich in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre mit der Prinzessin Auguste von Toscana, Erzherzogin von Oesterreich (geb. 1. April 1825) vermählt, mit welcher er bis zu ihrem am 26. April 1864 erfolgten Tode in glücklicher und geeigneter Ehe lebte. Von den drei Söhnen dieser Ehe ist der älteste, Prinz Ludwig (geb. 7. Januar 1845) der künftige Thronerbe Baierns. Derselbe ist vermählt (seit 20. Februar 1868) mit Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich-Este. Der kurze Rückblick auf die Entwicklung der Verhältnisse Baierns nach den tragischen Erschütterungen von

1886 unter der Regentchaft des nunmehr siebzehnjährigen Prinzregenten Luitpold und die glücklichen Aussichten für die Zukunft gefahren uns noch heute, das alte Wahrwort auf Baiern anzuwenden:

„Was war und ist, in Zeit vergeht, — Gott's Lieb' für Baiern die besteht!“

Nachdruck verboten.

Aus dem Corjenland.

Von Eugen von Jagow.

II.

em Corjen ist ein angenehmeres Dasein beschieden, als seiner Lebensgefährtin, und überhaupt dem weiblichen Geschlecht auf der Insel. Selbst der Eleneste entschließt sich nur ungern zur Arbeit, und die Natur bestärkt ihn, wie in den Tropengegenden, in seiner Trägheit. Die herrlichsten Kastanienwälder reichen fast bis in den Himmel hinein und liefern überreiche Kost. Die wilden Feigen, die man, wie in Neapel, so auch in Naccio auf den Steinbrüstungen des Hafens trocken sieht, dienen als Zuckert. Das Maisbrot hat man fast umsonst und ganz umsonst das berühmte, kristallklare Quellwasser, das von den schneebedeckten Höhen des Monte Rotondo niederrieselt und, wie man im Lande behauptet, eine besondere Heilkraft besitzt. In der That müßte sein köstlicher Geschmack, so sollte man meinen, wenigstens vom Alkoholismus heilen oder, was beim Corjen meist der Fall ist, davor bewahren. Allerdings möge man daraus nicht schließen, daß der Einwohner nur Wasser trinkt. Sein Wein ist in der That nicht minder köstlich, herb und würzig, und es ist ein Jammer, die von der Reblaus neuerdings verwüsteten, ohnehin nicht zahlreichen Weinberge anzuschauen. Nach Art der alten Griechen vermischt man den feurigen Wein mit Wasser und trinkt nur geringe Quantitäten. Der Schnapsgenuß war früher fast unbekannt, neuerdings scheint sich allerdings, zumal in den unteren Klassen der Gesellschaft, der böse Abhymis einzubürgern zu wollen, und ein Corje äußerte sogar einmal bedauernd zu mir: „Früher vollzog man die Vendetta mit klarem Bewußtsein, heute trinkt man sich Muth. Wir sind nicht mehr, wie unsere Väter waren.“ Wer erinnert sich bei diesen Worten nicht des Schicksals der vom Feuerwasser enterrten Indianer und des Cooper'schen Federtrumpfes! Ich weiß nicht, ob dem Corjen ein ähnliches Loos beschieden ist, ob ihn der Alkoholgenuß, das vermehrte Bedürfnis nach dem verweichlichenden Luxus seiner angeborenen Wildheit und Rachsucht, aber damit zugleich auch seiner hohen Tugenden, seines stolzen Unabhängigkeitsstimmes und seiner Redlichkeit, entkleiden werden, — aber für den Augenblick darf man ihn um seiner Rührertheit, Mäßigkeit und Aufspruchslosigkeit willen anderen Völkern noch als Vorbild hinstellen. Aber freilich nicht, — um zu dem Ausgangspunkte meiner Wanderung zurückzukehren, um seiner Arbeitssamkeit willen.

Als ich mir ein Pferd mietete, um von Bocognano, wo die Bellacoscias, die Könige der Banditen, noch vor Kurzem haften, über den Foccpas zu reiten, fragte mich der Führer angelegentlich, ob mein Neffeziel Bizzavona oder das entferntere Corte sei. In letzterem Falle würde er sich auf eigene Kosten ein zweites Pferd gemietet haben, denn der Corje, welcher sich respectirt, reist nur mit Widerwillen zu Fuß durch sein schönes Land. Das erscheint ihm beinahe bettelhaft. Auch konnte mein Führer seinen Stolz nicht soweit überwinden, um meine kleine Vorderhand in die Hand zu nehmen. Er schnallte vielmehr die beständig herabgleitende Tasche mit bewunderungswürdiger Geduld immer wieder auf der Kruppe seines kleinen behenden corjischen Pferdchens fest. Hand und Schulter eines Corjen, der sich noch immer vorwiegend als Krieger fühlt, soll nur Gewehr, Jagdtasche und Stürbischflasche beladen, was darüber ist, das ist vom Uebel, das bemastelt sie, das ist Sklavenarbeit.

Ich sah es dem braven Manne mit dem mächtigen, schwarzen Vollbart in dem braunen Kostüm des Berg-Corjen an, wie sehr es ihn wurmte, neben mir, dem Reitenenden, so plebejisch herzugehen, und um ihn zu trösten und auch, weil ich ein leidenschaftlicher Fußgänger bin, bot ich ihm einen zeitweiligen Tausch an. Aber er protestirte sofort mit leidenschaftlicher Geberde. Ich war ihm von der Weichheit in Bocognano anvertraut worden, war ihm so theuer wie ein Gattfreund, dessen Leben er mit seiner mächtigen Pistole zu schützen hat, niemals würde er mir den Schimpf angethan haben, mir mein Pferd zu nehmen und seinen Signore neben sich hergehen zu lassen. Dagegen setzte er sich, als sich die feuchten Niederschläge in einen heftigen Gewitterregen verwandelten, und die herrliche Felsenwildnis um uns her in grauschwarze Nacht versank, ganz ungenirt hinter mich auf's Pferd, und nun ging es im vollen Galopp an Abgründen entlang zum Foccpas empor, wo ein einfaches Kreuz nach dem Osten und Westen der durch die Hauptgebirgskette in zwei Hälften getheilten Insel weist.

Man glaube nicht, daß mein Führer eine Ausnahme bildete. Seine Trägheit ist typisch, und unglückliche Male habe ich kräftige Männer auf schwerbeladenen Wagen sitzen sehen, den zwei unglückliche Maulthiere nur mühsam leuchtend fortbewegten. Von Zeit zu Zeit hieben sie, aus ihrem träumerischen Lar niente erwachend und den näselnden, offenbar noch aus der uralten Zeit der Mautenherrschaft stammenden Gesang unterbrechend, unbarmherzig auf die armen Thiere los. Ueberhaupt ist mir diese unmenbliche Härte gegen die armen Thiere, die noch weniger Schonung verdienen, als die Frau, bei dem Corjen höchst unangenehm aufgefallen. Sie steht mit seiner kriegerischen Natur, welche sich ihrerseits aus den Jahrhunderte währenden Guerillakriegen gegen die fremden Eroberer und Tyrannen und aus dem rauhen und wilden Felscharakter der Insel erklären, offenbar in ursächlichem Zusammenhange.

Und ebenso die Vendetta und ebenso das Banditenthum, ein Thema, das selbst ein harmloser Wanderer über Corsica so wenig vermeiden kann, wie etwa der Wanderer das Maquis mit seinem buschartigen Wald, seinen wuchernden Pflanzen und seinen Felsblöden, über welche der ungeübte Fuß beständig stolpert, die aber dem Geübten als Himmelsleiter dienen.

Doch bevor ich von jenen mitten im neunzehnten Jahrhundert und mitten in dem von hochgebildeten Culturvölkern umwohnten Mittelmeer uns doppelt seltsamen Erscheinungen, von der blutigen Familienrache und dem Banditenthum, spreche, noch einige charakteristische Merkmale des Corjen, welche jenen Anachronismus verständlicher machen dürften.

Der Corje ist in hohem Grade ehrgeizig und herrschsüchtig, und zur Befriedigung dieser in Wechselwirkung stehenden Leidenschaften ist er, was ich schon in meiner anderen Wanderer an-

deutete, sehr begierig nach Rentern. Sie allein geben ihm eine Sonderstellung, Sonderrechte und einen Einfluß, den er zu Gunsten seiner Familie, seiner Freunde, seiner Anhänger geltend machen kann, dadurch unmittelbar auch wieder seine Macht erhöhend; bringt ihm doch jede Wohlthat Zins und Zinseszins, indem sie ihm die alten Freunde immer mehr verbindet und neue erwirbt, wie denn andererseits die Fähigkeit derselben, ihm zu secundären, durch die ihnen zu Theil werdenden Vergünstigungen wächst.

Schon aus diesen Andeutungen ergibt es sich, daß der Corje, statt sein Feld zu bebauen und seinen Besitz abzurunden, fortwährend Politik treibt, deren einziges Ziel ist, alle Gemeindeglieder mit Mitgliedern der eigenen Sippe oder, wie man in Corsica sagt, des guten Clan zu besetzen und diesen mit allen erlaubten und vor Allem unerlaubten Mitteln die „favour“ des Staates zuzuwenden und bei Gesetzesübertretungen vor deren Consequenzen zu schützen. Der Deputirte, der Bürgermeister, der Friedensrichter, ja selbst der Feldhüter und der Steuereintnehmer stehen auf Seiten derjenigen Partei, welche die Macht hat und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil diese über die Belegung der Rente ausschließlich verfügt. In der That ist das Wort Unparteilichkeit in Corsica so gut wie unbekannt, und nun begreift man auch leichter, daß der, welcher nicht zur guten, d. h. zur regierenden Partei gehört, durch tausend kleine Analeerereien und Ungerechtigkeiten, durch tausend Nadelstiche erbittert ist und zuletzt einem durch den Spott der Gegner noch erhöhten nervösen Pessimismus verfällt, der selbst da Ungerechtigkeiten sieht, wo keine sind. Man erräth, welche verhängnißvolle Folgen das bisweilen haben muß.

Der Corje ist äußerlich viel ruhiger, als der Italiener oder gar der Südfranzose. Wenn man beispielsweise von dem geräuschvollen Marseille kommt und das expansive, großmäulige Treiben des Südfranzosen beobachtet hat, dessen Weisen Alphonsie Daudet in seinem Tartarin und in Numa Numestian so treffend gekennzeichnet hat, so ist man über das ruhige Verhalten der vor einem politischen Café Naccio's Sitzenden höchlichst erstaunt. Der Franzose hat dafür ein sehr bezeichnendes Wort: „Le son rontant“. Der Corje hat es eben innerlich; dort gährt und kocht es, während er äußerlich, wie der Spanier, gemessen bleibt. Aber plötzlich züngelt die Flamme hervor, und das bedeutet dann jedesmal Blut. Ein blutiger Dolchstoß, oder in den Dörfern, zumal in den unwirthlichen Thälern, der aus dem Hinterhalte abgegebene, sein Ziel selten verfehlende Kintennschuß. Der Thäter flüchtet dann selbstverständlich in's Maquis und wenn er eine nachweisbare Beleidigung oder gar die Verunglimpfung eines Familiengliedes, ja, selbst nur eine Rechtsverweigerung gerächt hat, so spricht ihn die öffentliche Meinung frei, selbst wenn er ein zwei- oder dreifacher Mörder wäre. Die Bevölkerung, deutlich empfindend, daß derselbe nur einen Akt der Nothwehr beging, weil Regierungsbeamte und Richter nicht ihre Schuldigkeit thaten, nimmt für ihn Partei, weil sie instinctiv empfindet, daß jedem Einzelnen aus ihrer Mitte dasselbe „Malheur“ begegnen könnte, und der arme Gendarm hat nicht nur mit dem Schuldigen, sondern auch mit dem Uebelwollen derjenigen zu kämpfen, zu deren Schutz er doch gerade berufen ist. Der Bandit aber hütet sich wohl, ein Brigant zu werden, was ihn sofort um alle Gunst, um alle materielle Unterstützung, um alle freiwilligen Späherdienste der Landbewohner bringen würde. Man muß also in Corsica zwischen Bandit und Brigant sorgfältig unterscheiden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, als ein Barbar vom Continent belächelt oder wohl gar verachtet zu werden.

Weit größer ist übrigens die Zahl derjenigen Banditen, welche nie einen Word begangen haben und lediglich deshalb in's Maquis flüchteten, weil sie durch das Justiz-Polizeigericht oder auch nur vom Friedensrichter, beispielsweise wegen einer in Corsica so unendlich häufigen Uebertretung, verurtheilt wurden und, diese Strafe für ungerecht haltend, dieselbe nicht verbüßen wollten. Es handelt sich da nicht allein um Starrsinn, an dem auf der Insel allerdings kein Mangel ist, sondern auch um das anklagende Bewußtsein, daß ein Feind triumphiren wird, und daß man sich nicht einmal rächen kann.

Wie ganz anders liegen die Dinge, wenn man erst im Maquis ist! Zwar möchte man da mit Faust sprechen:

„Es möchte kein Hund so länger leben!“ Und von dem romanhaften Dasein in den von Schiller verherrlichten böhmischen Wäldern ist nicht die Rede, aber man hat wenigstens die innere Genugthuung, daß der, welcher sonst schadenfroh gelacht hätte, nun plötzlich in sich gefehrt und ängstlich geworden ist, denn er kann nicht mehr ausgehen, ohne eines rächenden Kintenschusses gewärtig zu sein.

Der Wanderer aber kann getroßt seines Weges ziehen und mit den Ziegen und den Hirten bis hinauf zu den höchsten Bergeshalden klettern, — er wird selten auf einen Banditen stoßen obgleich es deren an sechshundert geben soll. In noch viel seltenerem Falle wird er ihn in seiner civilen Eigenschaft erkennen, denn die Kutte macht nicht den Mönch und der große braune, filzartige Banditenmantel, den auch der nomadische Hirte trägt, nicht den Banditen. Aber selbst, wenn sich der Böse zu erkennen giebt, wird einem höchstens folgendes kleine Mißgeschick begegnen, dessen Erzählung mich höchlichst ergötzt hat.

Ein Gastwirthssohn von Corte, — das Gasthaus liegt am Marktplatz, — und ich verkehrte während der Deputirtenwahlen viel darin, — wandert durch eine einsame Felschlucht nach einem am Fuße des Monte Rotondo gelegenen Flecken. Plötzlich tritt ein wilder Mann, die Flinte über der Schulter, aus der Bergespalte und richtet mit liebenswürdigstem Tone folgende etwas befremdliche Bitte an ihn: „Wollen Sie sich freundlichst ihrer Unterbekleider entledigen, ich brauche sie nothwendig.“

Wenn aber ein Bandit bittet, so ist es in Corsica Brauch, nicht gar zu viel Gegeneinwendungen zu machen. Der etwas verblüffte junge Mann gehorcht denn auch sofort, und wird darauf von seinem neuen Bekannten zum Lohne für einen Dienst, den man sonst höchstens von einem intimen Freunde fordert, in das nächste Gasthaus geführt und reichlich bewirthet.

Der Vezier erräth offenbar so wenig, wie ich es ohne Erläuterung vermochte, die Ursache dieser seltsamen Banditenforderung. Und doch erklärt sie sich auf das Aller Einfachste, sprach ich doch eben von dem braunen Banditenmantel, dessen Stoff ich, — den einzigen Stoff, den man, beiläufig bemerkt, auf der Insel fertigt, — in einer Fabrik unweit des Cap Corje selbst betaselt habe. Man hat unter den Händen das Gefühl, als sei er aus lauter kleinen Nadeln und Nadelchen zusammengewebt. Wenn man nun erwägt, daß dieser ebenso billige, wie stachelige, regendichte Filzstoff die ausschließliche Kleidung derer ausmacht, welche, wie die Hirten, den Unbilden der Witterung bei Tag und Nacht ausgesetzt sind und nicht einmal immer in Bergeshöhlen einen Unterschlupf finden, so versteht man augenblicklich die Bitte des Banditen, und empfindet für ihn wohl gar noch Mitleid. Wer weiß, vielleicht gehörte er überdies

jener interessanten, durchaus nicht seltenen Banditenklasse an, deren Mitglieder sich einer gewissen Schulbildung erfreuen oder wohl gar das Baccalaureats-Examen bestanden haben und nun in empfindlichen „lunentis“ ihr Elend und alle Phasen ihrer brennenden Noth beseigen. Letzteres wäre um so weniger verwunderlich, als selbst der ungebildete Corje und vor Allem die Corjin eine, ich möchte sagen, angeborene Begabung für den Versbau und den musikalischen Tonfall besitzt.

Wozum und wie lebt der Bandit? fragt wohl so Mancher. — Er lebt von den Eingangs erwähnten reichlichen Spenden der Natur, von dem, was seine Flinte ihm an Wildpret spendet, von dem, was ihm die Verwandten und Freunde und vor Allem die Hirten, in deren Steinhütten er nicht selten nächtigt, an Lebensmitteln und Pulver zuführen. Er weilt nicht immer in den höchsten Bergen; schon die Winterkälte zwingt ihn, wie die Hirten, in die warmen Thäler und zu den Küsten herab, und da beginnt dann erst recht eigentlich das Versteckspiel mit den nicht minder geplagten Gendarmen. Fast immer dient ihm ein „quide“ als Späher und Warner, ihm vorausschreitend und, wie ein Mohikaner, die Gegend durchforschend, um beim geringsten verdächtigen Anzeichen das verabredete Signal zu geben. Dieser Führer ist nur zu oft ein Knabe, den diese Art der Thätigkeit in wunderbarer Weise auf die Verbrecherlaufbahn vorbereitet. Und nicht nur durch diesen Banditendienst, auch im Dorf, auch in der Stadt erzieht man ihn zu jenem Leben, das wir in Deutschland mit Vorliebe als das des Lazzaroni bezeichnen. In zerlumpten Kleidern, barfüßig, den Filzhut, welcher die einst so beliebte phrygische Mütze völlig ersetzt hat, fest auf dem Kopfe, das Haar wirr auf das kluge, verknüpfte Gesicht herabhängend, so präsentiert er sich dem von Marseille kommenden Dampfschiff-Passagier, dem er bis auf's Deck entgegenkommt, um ihm sein Handgepäck zu tragen und mit nackten Beinen durch die Brandung zu waten. Wenn es aber in bequemer Weise nichts zu verdienen giebt, dann vertreibt er sich die Zeit mit Kartenpiel, seinen kleinen Freund überlistend und betrügend. Erinnern einen diese Fuben in der That nicht lebhaft an Rutillo und seine Modelle?

Nachdruck verboten.

Zu spät.

Stizze von M. Day.

Zeit fünf Jahren warb er um ihre Hand, — sie dachte oft daran, daß sie ihn heirathen würde, — später, viel später. Sie lebte im Winter in der größten Stadt, im Sommer in Wädern, das verwöhnte Töchterchen einer vermögungsreichen Mutter; er verwaltete still und tren sein Gut, das an das ihres Oheims stieß. Im Frühling und Herbst kam sie zum Oheim auf Besuch; dann ritt er mit ihr durch seine Wiesen und Felder, fuhr sie im leichten Korbwägelchen nach seinen Vorwerken, sprach mit ihr über den Stand seiner Saaten, den Anfall der Ernte, das Gedeihen des Viehs; sie nahm an Allem Antheil; Knechte und Mägde betrachteten sie als die zukünftige, junge Herrin.

Abends aber stand er hinter ihrem Clavier, lehnte den Kopf an die Wand und lauschte andächtig den süßen Tönen, die ihre kunstfertigen Finger den Tasten entlockten. Oder sie saßen zusammen im mondbeschieneenen Garten, und er hörte ihr zu, wie sie von ihren Erlebnissen in der großen Welt erzählte.

„Warum sind Sie so schweigsam?“ fragte sie einst. „Weil ich zühöre,“ entgegnete er, „weil ich immer nur hören möchte, Kräulein Celeste. Weil ich Sie vor mir sehe in all Ihrem reizvollen Zauber.“ Nun hatte er doch gesprochen, leidenschaftliche, sich überstürzende Worte; sie hatte erschreckt ihre Hände aus den seinen gezogen und nichts zu erwidern gewußt. Als er dann ruhiger wurde und mit bewegter Stimme um Verzeihung bat, hatte sie leise entgegnet: „Das hätten Sie nicht thun sollen. Ich kann Sie nicht in meinem Leben entbehren; nichts Härteres könnte mich treffen, als Sie zu verlieren. Ihre Frau aber darf ich nicht werden, wenigstens jetzt noch nicht. Sehen Sie, ich bin nicht gut und ruhig wie Sie. Ich erwarte und verlange, — verlange heftig, — ich weiß selbst nicht was. Etwas Anderes, etwas Neues, was ich noch nie gekannt habe, was kein Anderer kennt, was das Schicksal für mich ganz allein in Bereitschaft hält. Jemandwo muß es sein; ich durchlaufe die Welt, um es zu finden; die bunten Bilder, die sie mir vorgaukelt, zerstreuen mich angenehm und beschwichtigen die heiße Sehnsucht. Auf diese Zukunft verzichte und immer hier leben, — das kann ich nicht. Das wäre ein Begräbniß bei lebendigem Leibe.“

Sie hatte in hoher Erregung gesprochen, und ihre Hände klammerten sich fest an die Lippen. Er zog sie sanft an die Lippen. „Mein Schmetterling, mein lieber, kleiner Schmetterling!“ Seit dieser Zeit waren sie in Briefwechsel getreten. Er schrieb ihr kurze Briefe, Mittheilungen über Wirthschafts- und Haushalts-Angelegenheiten, niemals ein Wort über seine Gefühle; sie legte in langen Episteln voll schalkhafter Anmuth und rüchlosloser Wahrhaftigkeit ihr ganzes Ergehen und Empfinden vor seinen Blicken dar. Da war nichts, was sie verschwie; kein eitles Gedanke, der ihr durch das bewegliche Köpfchen fuhr, keine Thorheit, zu der sie sich verleiten ließ, kein Antrag, den einer ihrer zahlreichen Verehrer an sie verschwendete.

Mit souveränem Spotte schilderte sie die Persönlichkeiten derselben. „Es ist drollig, wie sie sich um meine Fehler und Vorzüge streiten, und Jeder von ihnen sich ein anderes Mädchen einbildet. Keiner kennt mich ja, keiner als Sie, Arnold. Daß Sie, der Sie am besten wissen, wie wenig ich dessen werth bin, mich Ihrer Freundschaft und Ihres Vertrauens würdigen, giebt mir oft eine hohe Meinung von mir selber. Welch ein Schatz ist ein guter Freund! Ohne Sie hätte ich längst eine Dummheit begangen, — mein Gott, man ist ein eitles Mädchen, und Gold und Titel blenden die Augen. Dazu die Plage der Mama. Aber ich stelle Jeden im Geiste neben Sie, und alle sinken jämmerlich zu Boden. Auf diese Art werde ich mich wohl niemals verheirathen. Wenn Sie ein Mädchen finden, das besser zu Ihnen paßt, warten Sie nicht länger, Arnold. Ihre Freundin bleibe ich immer; aber Ihre Gattin? Ich könnte so wenig mitbringen, um Sie glücklich zu machen und wünsche Ihnen so viel, — das höchste, das reichste Glück. Meine unruhige Seele würde Ihr liebes, ruhiges Leben zerstören. Es giebt Stunden, in denen ich mich nach nichts sehne, als nach Stille und frischem Wiesengrün; dann aber erwacht das alte Verlangen wieder, das Verlangen nach dem Unbekannten, das ich liebe und fürchte, — ich weiß nicht, ob es jemals erlösen wird.“

Solche Briefe drückte er zärtlich an seine Lippen. Dann schwebte vor seinen feuchten Augen ihr feines, biegsames Gesichtchen, das braune Köpfchen auf dem schlanken Hals, ganz lebhaft, ganz Grazie. Er sah sie als den Mittelpunkt eines bevorzugten Kreises, mit geistprühender Ironie ihre Umgebung beherrschend, nach ihrem Willen lenkend; haust und nachgiebig aber war sie nur gegen ihn, — den alten, einfachen Menschen. Was hatte er der glänzenden Erscheinung zu bieten! Nichts als ein treues Herz.

Allmählich beschlich sie die Einsicht, daß das ersehnte Zukunftsnichts niemals kommen würde, und daß es dem Menschen nützlich sei, sich an die Gegenwart zu halten. Sie war neunundzwanzig Jahre alt; ihre Jugendfreundinnen hatten zu gegriffen, wo die Gelegenheit sich darbot, waren längst Gattinnen und Mütter, zufrieden, unzufrieden, je nach Verhältnissen und Temperament. Sie begann sich einsam, ihr Leben leer zu finden. Diese Reisen und Feste: warum? wozu? Wenn müde sie, wer freute sich ihrer, wenn sie kam, wer tranerte um sie, wenn sie ging? Ein unerträgliches, zweckloses Dasein!

Sie befand sich im fernem Asien, als diese Gedanken in unabwieslicher Klarheit auf sie einströmten. Sehnsüchtig wünschte sie den Freund herbei; wie ein Rettungsengel erschien er ihrem Geiste. „Nimm mich hin,“ rief ihre Seele ihm zu, „gib meinem verlorenen Leben Inhalt!“ Die Reise verzögerte sich, da die Mutter des Reichthums und Wanderns kein Ende finden konnte. Unlustig schleppte sie sich durch Museen und Gallerien; was waren ihre diese gemalten Gesichter, diese steinerne Gliederpracht? Ihr Herz wehte jenseits der Alpen und grüßte das blondbärtige, sonnenverbrannte Antlitz des treuen Freundes.

Zuweilen überfielen sie Reue und Angst. Reue um die nutzlos verbrachten Tage, deren Kette ihr endlos erschien, Angst, daß er sterben, daß sie ihn verlieren könne. Dann wurde ihr die müßige, schwabende Gesellschaft zur Qual; unter nichtigen Vorwänden zog sie sich in die Einsamkeit zurück und überließ sich selbstherrlichem Brüten. Um wie viel glückliche Jahre hatte sie sich und den Freund betrogen! Zu anderen Stunden wieder erfüllte die Aussicht in die Zukunft ihr Herz mit jubelndem Glanz. Dann pochte es heftig, wie das einer jungen, erwartungsvollen Frau. War das die Liebe? War das das Unbekannte, das sie vergebens in der weiten Welt gesucht hatte?

In ihrem Bekanntschaftskreis fiel ihr verändertes Wesen auf; man fand, daß sie alt und launenhaft würde; die Mütter junger, heirathsfähiger Mädchen nannten sie „passée“. Ihre Mutter gerieth in Verzweiflung und suchte durch gewalttame Liebenswürdigkeit die entschwindenden Bewerber festzuhalten. Eine alte Jungfer! — Es war unerhört in der Familie! Sie merkte dies Alles nicht, sie fühlte sich so jung, so unendlich jung!

Endlich reiste man nach Deutschland ab, vorerst in die Residenz. Celeste zog es zu Arnold; aber sie verstand es, ihr Empfinden sorgfältig vor fremdem Einblick zu wahren. Niemand brauchte zu wissen, daß sie ihn liebte, — Niemand! Ihre Briefe an ihn wurden spärlicher, kürzer. O, er sollte nicht länger warten, der Gute, der Treue, in jedem ihrer Blide sollte er lesen, wie innig sie seine Liebe erwiderte; aber es ihm sagen, ihm schreiben, — unmöglich!

Es war ein frischer Mittag, als sie an der Seite der Mutter nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder dem Gute des Oheims sich näherte. Sie fuhren durch Arnold's Felder; die Weiden blühten; die Saaten grüntem; die Ahorn-Allee hatte noch nie so breite Blätter gehabt. Sie athmete in vollen Zügen die Luft der Heimath. So lange umhergetrieben, und endlich zu Hause! Neben dem Wagen liefen ein paar schlafhaare Kinder und boten den Reisenden Sträuße von Himmelschiffchen. Sie betete die Kräfte der glückverheißenden, gelben Blüten mit strahlendem Lächeln in ihren Schooß und theilte den Kindern Silbermünzen aus. Wäre die Mutter nicht dabei gewesen, sie hätte sie umarmt und geküßt. „Wie will ich euch lieben und für euch sorgen, wenn ich erst immer unter euch bin,“ dachte sie. „O gesegneter Wirkungskreis!“

Beim Oheim war Gesellschaft; helle Mädchenkleider schimmerten unter den Flieder- und Goldregensträuchern des Gartens; fröhliches Lachen ertönte, dazwischen wohllautende Männerstimmen; sie unterschied deutlich die Stimme Arnold's. „Jetzt!“ dachte sie, und ihr Herz klopfte. „Das junge Volk!“ lachte der Onkel, „das ist nicht müde zu machen! Den ganzen Nachmittag laufen sie schon auf der Wiese herum. Und der Arnold mitten darunter im Wädhchen, schiele nicht! Na, das ist nichts mehr für Dich, Celestchen! Sey' Dich zu uns, Kind!“

Ihr Herz pochte so laut, daß sie meinte, die Umstehenden müßten es vernehmen; doch sie bezwang sich mit der Selbstbeherrschung, die sie im Gesellschaftsleben erworben hatte, und setzte sich zu den älteren Damen, die den Kaffee in der Veranda einnahmen. Man fragte nach der italienischen Reise; die Mutter rühmte die gesehenen Herrlichkeiten; auch sie mußte erzählen und meinte vor innerer Erregung zu ersticken. Dann schüttelte sie mit gewaltamer Anstrengung den Kopf ab, der auf ihr lastete. „Ich werde mitspielen gehen!“ rief sie und sprang auf. „Ei, Wädel, in Deinen Jahren noch Lauffüße?“ rief der Onkel ihr scherzhaft nach.

Sie hörte es nicht, wie sie leichten Schrittes den breiten Kiesgang hinter eilte. Ihr Erscheinen rief eine Störung im Spiel hervor. Zuerst löste sich Arnold's breite Gestalt aus dem bunten Häuflein und trat zu ihr hin, freudig erröthend, beide Hände gegen sie ausstreckend. Sie legte die weißen, schlanken Finger hinein und schlug befangen die Augen nieder. Dann gab es Begrüßungen und Vorstellungen. Die kleinen Mädchen waren zehn Jahre jünger als sie und darunter; sie betrachteten sie als eine Respectsperson und machten ihr formvollendete Krüge. Allmählig bildeten sich Gruppen; man formte ein neues Spiel; sie stand mit Arnold allein. „Wollen wir nicht mitspielen?“ fragte sie, immer noch in süßer Befangenheit. — „Sie?“ entgegnete er befremdet.

Sie sah eine Weile schweigend dem Spiele zu; dann begann Arnold: „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, Fräulein Celeste. Ich habe Ihnen so vieles zu sagen.“

„Sagen Sie es,“ entgegnete sie leise. „Nicht hier, nicht jetzt, wo mein Herz in Zweifel und Hoffnung schwelgt. O, Celeste, wie schön ist das Leben!“ Dabei sah er träumerisch in das Gezwige eines Blütenbaumes. Dann folgten seine Blicke mit eigenem Ausdruck einer der jungen Gestalten, die sich auf der Wiese hin und her bewegten, einem lieblichen, blonden Mädchen in weißem Watistkleide. „Ein hübsches Gesichtchen!“ lachte Celeste, nur um etwas zu sprechen. Er drückte mit Wärme ihre Hand.

Bei Tische war Arnold der Nachbar der kleinen Blondlockigen; Celeste saß zwischen dem Onkel und einer lange verheiratheten Jugendfreundin. Der Onkel war in bester

Laune und machte ihr Complimente über ihr gutes Aussehen. „Wädel, Du hast Dich prächtig conservirt.“ Arnold und die Kleine plauderten lebhaft. Erst lachte das blonde Mädchen, dann erröthete sie und blühte verlegen; er bengt sich tief zu ihr nieder, sodas sein Athem ihre krausen Härchen bewegte; seine treuerhigen Augen leuchteten in stillem Glanz. Vor Celeste's Augen zerris es wie ein Schleier, ein kaltes, häßliches Gefühl, dem sie keinen Namen zu geben wußte, stieg in ihr auf. Sie rang nach Luft; sobald die Tafel aufgehoben war, eilte sie in's Freie.

Mit zitternden Füßen lief sie den Kiesgang auf und ab. War es denn möglich? war es möglich? Er, Arnold, ihr Geliebter, den sie liebte, tief unaussprechlich, den sie geliebt hatte, lange Jahre hindurch, — jetzt wußte sie es, — dessen Liebe ihr gehörte, als eigenes Eigenthum; er und das junge Ding mit dem albernen Kinderlärchen? Nein, nein! Sie lachte laut. Welche Thorheit, welch ein böses Hirngespinnst, welche blöde Selbstaufkriecherei!

Im Hausflur kam er ihr entgegen, erregt, freudig verstimmt. „Wo bleiben Sie, Celeste?“ rief er und schloß sie in seine Arme, „ich suche Sie überall. Sie sollen die Erste sein, die von meinem Glück erzählt. Ich habe ihr Jawort, Celeste. Ach, Celeste, sie liebt mich, meine süße Kleine! Celeste, wie danke ich Ihnen! Sie waren gut und klug; Sie haben uns Beide vor einer Täuschung bewahrt.“

Dann mußte sie mit höflichem Lächeln die geflüsterten Andeutungen der Gesellschaft entgegen nehmen, mußte der schüchternen, kleinen Braut freundliche Worte sagen. Sie saß wieder im Kreise der älteren Damen; Hausfrauen- und Müttergespräche schwirrten an ihren Ohren vorüber. Karlchen hatte den ersten Zahn bekommen, und Uschen begann so allerliebt zu plappern, — o, die süßen, rosigen, pampusbändigen Kleinen! Ihr gegenüber lachte und scherzte die junge Welt. Knospende Pfirsichblüthen, frischerblühende Mädchengehaltnen, die sie noch als Babys im Gedächtnis hatte, umschmeichelt von feurigen Männer-Augen, welche einst auch ihr gebuldet hatten und heute keinen Blick mehr an sie verhielten. Sie sah wie in Leichenstarre inmitten des reichen, sich ewig erneuernden Lebens, an dem sie achlos vorbeigegangen war, und das sie nicht mehr in sich aufnahm, jetzt, nachdem sie seinen Werth erkannt hatte. Edele und freudlos, wie eine lange, stäubige Landstraße lag die Zukunft vor ihr. Es war zu spät geworden . . . durch eigene Schuld . . .



Rachdruck verboten.

Das Anrichten der Schüsseln erfordert immer Geschmaad und Sorgfalt. Man kann dem alltäglichen Gericht, das aufgetragen wird, einen zierlichen Anstrich verleihen, um die Ekstase der Gäste zu erhöhen; man kann andererseits aber auch die kostbarste Schüssel durch Ueberladung oder geschmackwidriges Arrangement in ihrer Wirkung verderben.

In früheren Jahren gefiel man sich darin, die Terrine, in welcher Suppe oder Kalte Schale auf die Tafel kam, mit Blumen zu decoriren. Heute ist diese Sitte abgekommen, auch die Kuchen schmückt man nicht mehr in unseren Tagen mit frischen Blumen, seitdem man die von Zucker gemachten künstlichen Blüten und zahllosen petites choses der Confection sich nutzbar machen kann, um selbstgebackene Torten neben einer Auflage von Früchten und Gelée's damit zu verzieren. Soll die Suppe irgend eine würzhafte Zuthat erhalten, so verabreicht man diese besonders in einer Krystallschale oder silberner Büchse, wie das z. B. mit gestoßenem Zucker und Zimmt, mit feingewogenen Citronenschalen, mit Brodwürfeln, gerösteten Zwiebelscheiben oder dem Gewürz geschicht. Wollte man diese Zuthaten vor dem Aufgeben bereits in die Terrine thun, so würde des Gastes Teller leicht jenes appetitlichen Aussehens entbehren, das man von dem geschmackvollen Anrichten der Suppen verlangt. Der gute Ton erfordert auch, den tiefen Teller beim Vorlegen eher weniger, als zu reichlich zu füllen. In keinem Falle darf die Flüssigkeit darin höher als bis zum Rande stehen.

Bei den Gemüseschüsseln soll der Inhalt gleichmäßig vertheilt sein und doch zugleich in der Mitte eine Wölbung bilden. Alle Purées werden mit dem Löffel säuberlich glatt gestrichen und, soweit es sich mit dem Geschmaad der Speise verträgt, mit in Butter gerösteten Panirmehl bestreut. Auf Erbsenbrei kann man auch in der Mitte eine Vertiefung anbringen und diese, je nach Belieben, mit brauner Butter oder ausgelassenem, gewürfeltem Speck und gebratenen Zwiebelscheiben füllen, ein Arrangement, das im großen Ganzen aber nur für den Familientisch paßt. Werden Spinat und andere Kohlsorten in einer mehr flachen, als vertieften Schüssel mit breitem Rande aufgetragen, so kann man lehteren mit gerösteten Maronen, kleinen braungebratenen, runden Kartoffeln, Beignets, in Hälften geschnittenen Eiern oder zusammengerohten, dünnen Eierstücken garniren. Auch kleine Bratwürste oder Escaloppes eignen sich zur Decoration, wobei es nicht ausgeschlossen ist, die eigentliche Beilage auf einer besonderen Schüssel noch dazu zu reichen. Spargel breitet man gern auf länglicher Schüssel und möglichst gleichförmig aus; bei runder Schüssel legt man die Köpfe nach der Mitte zu und die Spargelenden nach dem Rande. Zum Ueberstreuen werden auch hier Panirmehl, Semmelkrume und etwas Muscablühne verwendet; außerdem wird zerlassene Butter übergeschossen und in besonderer Sauce noch dazu gegeben. Die Fleischsorten, welche den Gemüseschüsseln zur Beilage dienen, gleichviel, ob warm oder kalt, erhalten eine Garnitur von frischgrünen Sträußchen krauser Petersilie.

Kommt die Mehlspeise in Schüsselrande, mit einer Serviette umstekt oder von einem duntgestickten Ringe umgeben, auf den Tisch, so pflegt man ihre Oberfläche mit weißem Pudergucker zu bestreuen; einen Pudding übergießt man nicht mit der Obst- oder Chaudrau-Sauce, höchstens mit dem Rum oder Arrac, falls man solchen darauf anzünden will, wie es beispielsweise beim Pflumpudding geschieht. Es ist geschmackvoller, die Sauce daneben zu serviren. Pasteten garnirt man weder mit Blattgrün, noch mit Blumen; wo es angebracht scheint, kann man den Blätterteig-Rand mit Zucker überstreuen. Angenehme Pastetenbeden bleiben unverzert. Auf Gelée's, die aus der Form gekühlt wurden, ist jeder Zierath entbehrlich; in Crèmes kann eine geschickte Hand mit dem Theelöffel durch kleine Vertiefungen zierliche Muster einzeichnen; steife Blancmangers werden mit Mandelstreifen gespickt, und bei allen anderen süßen Speisen greift man mit Vorliebe zu kleinen Marconen, oder ähnlichem, zierlichem Mandelgebäd, um eine geeignete Garnitur zu erzielen.

Den Schüsselrand bei aufgetragenen Fischen garnirt man mit Petersiliengrün und frischen, kleinen Blattblättern, wohl auch mit

Citronensäden, die man am Rande zierlich zackig, ebenso dürfen sich knusprig in Butter gebratene Semmelscheiben dazwischen empfehlen. Kleine Fische giebt man, ähnlich wie Krebs, derartig auf die Schüssel, daß die Köpfe nach dem Rande zu liegen. Bei allen trancharkten Fleisch- und Fischgerichten fordert die Vorschrift, die besten Stücke sorglich nach oben zu legen, damit die Schüssel sich um so besser präsentirt. Ripp- und Carbonaden-Stücke arrangirt man kreisrund und zwar so, daß die dünne Seite nach der Mitte der Schüssel hin liegt und eine Rippe die andere noch ein wenig bedeckt.

Unzerschnittenes Geflügel legt man auf den Rücken. Kleine Vögel müssen eine geschlossene Linie auf der Schüssel bilden. Manche lieben es, bei Fasanen und Rebhühnern die Federn am Kopf und theilweise auch am Halse mit auf die Tafel zu bringen, eine Sitte, die vielfach Anfechtung erfahren hat.

Beim Obst, das man in Körben anträgt, muß man die schönsten Stücke oben auf legen. Tafeltrauben präsentiren sich am besten in einer Umgebung von frischem Weinlaub und auf flacher Schale. Es empfiehlt sich, jede Farbe allein zu serviren und nicht weiße, blaue und röthlich gefärbte Weintrauben zusammen zu legen. Dieses Verfahren löst entschieden die Wirkung. — Was man auch immer auf die Tafel bringe, Alles sei so beschaffen, daß der seine Geschmaad und anordnende Sinn der Frau vom Hause sichtbar wird. Man kann sodann mit gutem Gewissen überzeugt sein, es werde den Gästen wohl munden, und diese genießen zugleich den Vorzug, sich in einem Heim zu befinden, in dem man nicht nur auf Tafelgenüsse hält, sondern sie auch zierlich und die Ekstase anregend, geschmackvoll und das Auge erfreuend anzurichten versteht.

Antoinette von T.

Kuchengebäd für die Osterzeit. — Rougat, ein sehr beliebtes Mandelgebäd, wird meist in kupfernen oder Blechformen bereitet, die die Gestalt von Vasen, Melonen oder Körben haben, es wird erkaltet aufgestürzt und mit Crème, Schlagfahne und Erdbeeren oder anderen Früchten, ebenso mit Gefrorenem gefüllt. Die Herstellung ist folgende. 500 Gr. süße Mandeln werden, nachdem sie in kochendes Wasser geworfen wurden, abgehäutet, gewaschen, auf einem Tuche getrocknet und in Stifte geschnitten, — etwa 5 auf die Mandel. Zum weiteren Gebrauche in einem mächtig heißen Ofen geschüttet, müssen sie sich gleichmäßig gelb färben und etwas spröde werden. Weiter läßt man 350 Gr. Pudergucker in einem messingenen Kessel auf dem Feuer zergehen, sodas er sich unter fortwährendem Rühren mit einem Holzlöffel hellbraun färbt und flüssig wird, auch streiche man die Form, in die das Rougat gethan werden soll, gut mit Citronöl aus. Hat der Zucker die angegebene Farbe erlangt, schüttet man die heißen Mandeln hinein, vermengt sie gut mit dem Zucker und füllt sie nun in kleineren Portionen in die Form, sie an die Wände derselben möglichst dünn und gleichmäßig andrückend. Da ein Löffel kleben würde, bedient man sich hierzu einer Citrone, mit der man aufrückend die Masse vertheilt und die neu hinzu geschütteten Portionen mit den früher eingefüllten verbindet, so lange bis die ganze Form, — Seitenwände mit Boden, — mit dem Rougat bedeckt sind. Erkaltet läßt sich das Gebäd stürzen und bildet nun selbst eine Form, die wie oben angegeben gefüllt und mit verpeißt wird.

Ratron-Kuchen. — 150 Gramm Butter werden zu Sahne gerieben, 4 Eidotter und 150 Gramm Zucker hinzugefügt, dann 500 Gramm feinstes Mehl (Wiener oder Kaiser-Auszug), eine Tasse lauwarme Milch, die abgeriebene Schale einer Citrone, feingehackte Mandeln (ich nehme eine Hand voll bittere und ebenso viel süße), 125 Gramm Citronat, eine Prise Salz und der Schnee von 4 Eiweiß. Ganz zuletzt, wenn der Teig tüchtig geschlagen ist und Blasen wirft, werden 3 Theelöffel Cremortartar und 1 Theelöffel doppelt kohlen-saures Natron, in etwas Wasser aufgelöst, hinzugehan und gut durchgearbeitet. Der Teig wird in eine mit Butter ausgestrichene Form gefüllt und darf dann nicht mehr stehen, sondern muß sofort gebacken werden. Nach Belieben kann man etwas mehr Butter und Zucker nehmen, einen Löffel Rum hinzuzuhun und statt des Citronats 125 Gramm Sultan-Rosinen verwenden. Der so bereitete Kuchen gelingt immer, schmeckt sehr gut und hält sich lange Zeit. R. G. J.



Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.
Handtücher. — Wo läßt man Handtücher aus aufgetrenntem Strumpfgarn weben? Marie G. in Gera.
Goulash. — Sehr dankbar wäre ich, wollte mir eine der geehrten Leserinnen ein Rezept, Goulash auf österreichische Art zubereiten, mittheilen. Marie G. in Gera.
Kulitch. — Wie wird das unter dem Namen „Kulitch“ bekannte russische Osterbrod gebacken?

Antworten.
(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Waisfäßer-Suppe (8). — Wir verwenden die Waisfäßer nur als Hühnerfutter, aber auf einem benachbarten Gute, wo ein als Feinschmecker bekannter Junggefelte wohnt, wird häufig Suppe von Waisfäßern nach folgendem Rezept bereitet: Die Käser, von denen man etwa 30 Stück auf eine Portion rechnet, werden durch Uebergießen mit kochendem Wasser schnell geeddet, dann in einem Mörser zerstoßen und in heißer Butter geröstet. Hierauf kocht man die Masse in guter Fleischbrühe auf, seißt die Suppe durch und richtet sie über gerösteten Semmelschnitten an.
Wihelmine K., Kreis Lettow.

Tiefschwarze Tinte (8). — Ich kann Ihnen das folgende einfache Verfahren empfehlen, das wir in unserem Hause seit einer Reihe von Jahren anwenden, um eine gute, ganz unschädliche Tinte, die sich zugleich sehr billig stellt, zu bereiten. 100 Gr. Blauholz-Extract werden mit 75 Gr. fein gerstoßenem Eisen-Bitrol, 50 Gr. Gummi Arabicum und 50 Gr. Alaun (beides ebenfalls pulverisirt) in einen irdenen Topf gethan und mit $\frac{1}{4}$ Liter Wein-essig übergossen. Der Inhalt des mit einem irdenen Deckel verschlossenen Topfes muß eine Woche hindurch täglich einige Male umgerührt werden. Nach acht Tagen verdünnt man die Tinte nach Erforderniß mit Regenwasser. K. G. in Bremen.

Kochkunst verboten.

Ein Blick in das Reich Cucull's.

Von Detlev von Seyern.

Mit vier Abbildungen von A. Stamer.

Die fünfte Kochkunst-Ausstellung, welche am 5. Februar von dem Deutschen Gastwirths-Verbande in Berlin veranstaltet wurde, können wir im Allgemeinen nur als außerordentlich gelungen bezeichnen, und diese Ausstellungen sind jedenfalls für die Entwicklung der Kunst der Küche, die wir schon mehrfach als ein wichtiges Cultur-Element bezeichnet und vertreten haben, sehr nützlich, da sie immer mehr das öffentliche Interesse auf die bedeutungsvolle Frage einer rationellen Ernährung der menschlichen Gesellschaft hinlenken.

Freilich müssen wir dabei sogleich hervorheben, daß eine solche Ausstellung sich in der Hauptsache nur mit der Decoration und Instrumentation, — um es so zu nennen, — der Ernährungsfrage beschäftigen kann. Die eigentliche Kunst der Küche, das heißt die gastronomische Entwicklung des Geschmades und der Composition der einzelnen Speisen nach ihren Stoffen und Geschmackstönen tritt dabei vollständig in den Hintergrund.

Es soll damit durchaus nicht ein Vorwurf für die Ausstellung ausgesprochen sein; es liegt dies eben in der Natur einer öffentlichen Ausstellung, deren Objecte dem Sinne des

Die Frau Prinzessin hat denn auch die Ausstellung in Person eröffnet und wurde in dem geschmackvoll decorirten Saale, welcher durch die Gestalt Friedrichs des Großen und die Büsten Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III. und des regierenden erlauchten Kaiserpaars geschmückt war, von dem Ehren-Comité empfangen.

Nach der decorativen Richtung hin war mancherlei Schönes zu sehen.

Außerordentlich geschmackvoll war ein von G. Feuerstein angeordnetes Büffet mit einem großen, auf Delphinen ruhenden Aufsatz, dessen Höhe ein geschmackvoll appetitlicher Wildschweinskopf schmückte. Heinrich Falkenberg aus Berlin stellte ein von Otto Trauer verfertigtes Prachtstück aus, das aus allerlei Fleischstücken den Loreleyfelsen darstellte, auf dessen Höhe die betäubende Rheinfée mit der Harfe thronte, während der arme Schiffer unten im Kahn dem Schicksal entgegengeht, von den Wellen verschlungen zu werden, — freilich mehr eine musikalische als kulinarische Decoration, die den Zweifel aufsteigen läßt, ob in Wirklichkeit der Fischer nicht mehr Sehnsucht nach einer tranche Roastbeef, als nach der tückischen Nixe und der wunderbaren gewaltigen Melodei empfinden möchte.

Was die eigentlichen Nährproducte der Küche betrifft, so zeigte die Ausstellung ganz vorzügliche und lockende Schöpfungen, — so einen Hasenbraten in fechschein verchiedenen Zubereitungen von A. Wirth; ein vortreflich arrangirtes Büffet von Ferdinand



Büffet mit Haischnucken-Braten aus der Lüneburger Haide.
Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin.



Pyramide von Hummern und Krebsen.
Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin

Die Ostpreußen hatten einen Aufsatz von Palmen und Dummern gebaut, die eigentlich naturhistorisch nicht ganz zusammengehörten, aber sich sehr gut ausnahmen. Versteht man sich in die Lage des ostpreussischen Tannenbaumes, so würde man vor dieser Gruppe vielleicht mehr von den lockenden scharlachrothen Bewohnern der Meeresgründe, als von den an brennenden Felsenwänden trauernden Palmen träumen.

Zeitgemäß war ein von den Gebrüder Brantant aus dem Verein der Berliner Weißbierwirthe aufgestellter Aufsatz: ein Felsen ganz mit Dummern besetzt, dessen Spitze die Gestalt eines Helgoländer Fischers trug.

Die Huster'sche Marzipanfabrik in Hannover stellte einen Steinadler aus, der ein Reh jagt. Auch diese Gruppe ist wirklich künstlerisch ausgeführt, aber eigentlich in sich nicht logisch, denn der civilisatorische Marzipan und die wilde Jagdszene des Hochgebirges stehen in keinem kulinarischen Zusammenhange mit einander.

Der Hoflieferant A. Dahm in Spandau steuerte die Spandauer Citabelle mit dem Julinsturm aus Kuchenteig bei. Nationeller erschießen uns die von demselben Aussteller dargebotene Scene aus Ostafrika mit der vortreflich gearbeiteten Gestalt des Majors von Wismann. Das eröffnet einen Ausblick in die Kochkunst der Zukunft, denn neben vielen Errungenschaften, welche nach der zuversichtlichen Hoffnung unserer Colonialschwärmer der schwarze Erdtheil uns bringen soll, dürften von dort her ganz gewiß neue Nahrungstoffe und vielleicht auch ganz neue Töne und Combinationen des Geschmades uns zufließen.

Die große Pièce der decorativen Ausstellung bildete der von dem Verein der Berliner Restaurateure ausgestellte Hochzeitskuchen, ein Geschenk an den Verein der Berliner Gastwirthe, welcher von dem Mundloch und Backmeister des Kaisers, Herrn Jaedicke, hergestellt worden war. Dieser Hochzeitskuchen bildete ein Monument aus Zucker auf großem Unterbau, auf welchem sich über einander zwei runde Säulenbänke erhoben, die an der Spitze eine geflügelte Victoria trugen. Der Kuchen selbst war freilich nicht sichtbar. Derselbe sollte sich innerhalb des Hauses befinden und in seiner Composition die Eigenthümlichkeit haben, daß er seine Weiche und seinen Geschmack fünfzehn Jahre lang behält, sodaß also ein Ehepaar, das diesen Hochzeitskuchen erhalten würde, während dieser ganzen Zeit bei jedem Familienfeste sich den Hochzeitskuchen in süße Erinnerung bringen könnte.

Müller; ein großes Diner von zwölf Gängen von Gebrüder Brantant; einen Kalbsrücken im Gewicht von achtzig Pfund als Ladung eines Schiffes, mit welchem eine Bierländerin im Sturmgebraus auf das weite Meer hinausfährt; einen Jägerjodel mit verschiedenstem Bildpret, Wildschweinskopf, Kehrrücken, Lachs in Aspice, Alles von dem Gastwirthsverein in Hamburg ausgestellt; dann vorzügliche Conserven, eingemachte Krebse, Krebsstuppen-Extract von Rubelius und Beit in Frankfurt a.D.; Milch- und Käsepräparate aus der Fabrik von Thalberg und List in Westerhusen a. d. Elbe; Liebig's Fleisch-Extract von Schütter und Noal in Hamburg; sterilisirte Nähr- und Genußmittel von Victor Tobias in Berlin und Bouillonkapletten von J. Duaglio. Das Alles machte, wie gesagt, einen recht lockenden Eindruck, aber ein eigentliches Urtheil konnte man doch nur dann darüber fällen, wenn man die Wirkung auf den Sinn des Geschmades und nicht bloß auf den des Gesichtes constatiren dürfte. Noch weniger vermochte man ein Urtheil über die Liqueure und Weine, unter denen die deutschen Beereneine von Fromme in Frankfurt a.M. eine große Rolle spielen, zu fällen. Hier konnte man eigentlich nur über die Flaschen und die Etiketten urtheilen, die sich allerdings sehr hübsch und geschmackvoll ausnahmen. Mehr als durch dieses wurden die Hausfrauen durch die Apparate und Kochherde interessiert, und da schienen uns die Sparkochherde der Gebrüder Demmer in Eisenach in der That sehr empfehlenswerth, ebenso die verschiedenen Kochapparate und Warmhalter mit Gas- und Spiritusheizung.

Ein Mangel der Ausstellung schien es uns zu sein, daß eigentlich nur auf Delicatessen und kulinarische Luxusleistungen Rücksicht genommen war, — wir möchten bei solcher Ausstellung eine größere Berücksichtigung der eigentlichen Volksküche und der Volksernährung empfehlen, denn es ist doch sicher eine der höchsten und edelsten Aufgaben der Kochkunst, auch den ärmeren Klassen eine reizvolle und genussreiche Ernährung zu bieten. Nach dieser Richtung hin fanden wir nur das erste und ursprünglichste Nährmittel des Menschengeschlechtes, das Brod, in der Ausstellung der Schrotgebäde und Kumpertidel von Sockeland und Söhne in Moabit, vertreten, und wir möchten gerade diesen Theil der Ausstellung, sofern ihr Geschmacks- und Nährwerth dem hübschen und lockenden Aussehen entspricht, einer besonders lobenden Erwähnung für werth halten, denn mit Recht kann man Goethe's Dichterwort vom Golde dahin variiren:

Nach Brode drängt,
Am Brode hängt
Doch Alles für die Armen!

Den Unternehmern der Ausstellung und Allen, die dabei mitgewirkt haben, wird man gewiß dankbar sein für ihre Anregung und Thätigkeit bei diesem der Koch- und Nährkunst dienenden Werke, aber wir möchten für künftige Unternehmungen der Art zum Schluß doch noch einmal den Wunsch wiederholen, daß dem Sinne des Geschmades auch die Möglichkeit der Prüfung geboten werde, und daß die eigentliche Volksküche in einer künftigen Ausstellung einen geräumigeren Platz finden möge, um auch ihrerseits auf dem Gebiete des Geschmades eine gleiche Pflege wirklicher Kunst zu erringen, wie sie dem einfachen Volksliede in der Musik neben den großen instrumentalen und vocalen Schöpfungen mit Recht zugestanden wird. Wie Sinn, Geist und Gefühl des Volkes durch das Volkslied immer gesund und frisch erhalten werden, so wird auch eine gute Volksküche ein kräftiges Arcanum bilden gegen Entfaltung und Verrohung und für die häusliche, verständnißvoll poetische Freude am Familientische in denjenigen Volksklassen, für welche die Hummern nicht aus den Meeresstiefen und die Trüffel nicht aus den Gründen der Erde hervorgeholt werden.



Warmhalter mit doppelter Hülle.
Von der fünften deutschen Kochkunst-Ausstellung in Berlin.

Geschmades dienen sollen und auf diesen Sinn nur durch den Genuß selbst wirken können. Eine große Musik-Aufführung wirkt unmittelbar auf das Gehör, eine Ausstellung der Producte der bildenden Künste unmittelbar auf das Gesicht, und durch diese beiden Sinne wieder auf den Geist zurück. Der Geschmack dem wir eine große Einwirkung auf das geistige und culturale Leben der Menschen zusprechen, kann aber eben nur durch die Verzehrung des Ausstellungs-Objectes in Thätigkeit treten. Unsere Kochkunst-Ausstellungen sind etwas Neuliches, als wenn auf musikalischem Gebiete alle Arten von Instrumenten zusammengestellt werden, oder als wenn auf dem Gebiete der bildenden Künste Farben, Paletten, Staffeleien, Firnisse und allenfalls noch leicht hingeworfene Skizzen zu großen künstlerischen Compositionen dem Publicum vorgeführt werden. Um eine Kochkunst-Ausstellung derjenigen von Producten der bildenden Künste ähnlich zu machen, müßten den Besuchern einzelne kulinarische Compositionen vorgelegt werden, denn dann erst würde sich ein wahres Urtheil über die Schöpfungen der dem Geschmack dienenden Kunst fällen lassen. Es ist dies freilich etwas schwerer und kostspieliger, denn es würde dazu nöthig sein, daß an jedem Tage entweder einzelne Gerichte oder ganze Mahlzeiten den Besuchern der Ausstellung gegen höhere oder geringere Preise zur Beurtheilung vorgelegt würden. Unmöglich aber wäre eine solche Ausstellung nicht, und vielleicht wird eine weitere Entwicklung der Wissenschaft und Kunst der Küche auch zu solchen Unternehmungen führen, die dann allerdings für die Bildung und Verfeinerung des Geschmades und für die Werthschätzung einer wirklich rationellen Ernährung von großer Bedeutung werden müßten.

Wenn wir nun auf dem also beschränkten Gebiete eine kurze Beurtheilung der gegenwärtigen Ausstellung geben wollen, so möchten wir vor Allem die dankbare Anerkennung dafür aussprechen, daß Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Karl das Protectorat über das so nützliche Unternehmen übernommen hat, und daß an die Spitze des Ehren-Comités der Präsident des Reichstages von Levetzow und der Oberbürgermeister von Fockenberg sich gestellt haben.